

VI. Dimensionen literarischer Macht

In diesem Kapitel soll mithilfe eines Konstrukts der Versuch unternommen werden, das Verhältnis zwischen Rezipient:in und literarischem Text, zwischen Interpret:in und Text zu charakterisieren: Mit dem Konstrukt der ›literarischen Macht‹ wird ein spezifischer Machttypus mit spezifischen Mechanismen und Effekten bezeichnet. In Anlehnung an Michel Foucault dient der Begriff ›Macht‹ dazu, ein Verhältnis zu beschreiben, das sich durch spezifische Wirkungsweisen auszeichnet. Genauer: ›Literarische Macht‹ ist der Name für einen Mechanismus, der ein bestimmtes Verhältnis zwischen Rezipient:in und literarischem Text erzeugt und reguliert. Dem literarischen Text wird in diesem Konstrukt eine gewisse Autonomie gegenüber dem Lese-Subjekt zugesprochen. Demnach verfügt Literatur über eine Art ›Eigenleben‹; eine Eigenlogik, die sich dem kontrollierenden Zugriff des Lese-Subjekts entzieht. Dem Konstrukt liegt die Annahme zugrunde, dass Sprache abseits ihrer zur Kommunikation bestimmten Verwendung eine eigene Weise hat zu existieren, und zwar unabhängig vom spezifischen Gebrauch, den man von ihr macht. Im Unterschied zur bürgerlichen Autonomieästhetik soll der Begriff der ›Autonomie‹ allerdings keinesfalls suggerieren, Literatur wäre ein von Ideologie befreiter, von der ideologischen Sphäre abgekoppelter Gegenstand. Viel eher ist die Annahme leitend, dass sich der literarische Text stets in einem historisch-gesellschaftlichen Kontext aktualisiert, *gleichzeitig* aber über das Potenzial verfügt, diesen Kontext zu irritieren. Die damit beschriebene Autonomie des literarischen Textes ist in der konstitutiven Unbestimmtheit der Literatur und in der Negativität ästhetischer Erfahrung begründet.

Um die Dimensionen literarischer Macht näher zu bestimmen, wird auf solche Begriffe und Texte Bezug genommen, die dem Bereich postmoderner Kultur- und Literaturtheorie entstammen.¹ Die Mehrzahl der im Folgenden besprochenen Positionen kann

1 In seiner kritischen Auseinandersetzung mit postmodernen Kulturtheorien und deren inhärenten, konstitutiven Widersprüchen deutet der Literaturtheoretiker Terry Eagleton (2004, S. 23) Poststrukturalismus bzw. Postmoderne immer wieder als die theoretische bzw. kulturelle Reflexion der vorherrschenden Ordnung. Auf dieser These baut Eagleton seine gesamte Kritik auf. Die Postmoderne mit ihrer libertären und relativistischen Haltung gegenüber Normen, Einheiten, Hierarchien, Werten und Traditionen sei demnach mit den Grundsätzen und Anforderungen des flexiblen neoliberalen Spätkapitalismus vereinbar: »Both postmodernists and neo-liberals are suspicious of public norms, inherent values, given hierarchies, authoritative standards, consensual

verallgemeinernd dem Terminus ›Poststrukturalismus‹ subsumiert werden. Es werden aber auch solche Texte berücksichtigt, die sich zwar mit Problemstellungen, Termini und Konzepten der poststrukturellen Theorie auseinandersetzen, die aber das Theoriefeld in vielerlei Hinsicht überschreiten und deshalb mit diesem Begriff allein nur unzureichend beschrieben wären. Zudem sei darauf hingewiesen, dass ›der‹ Poststrukturalismus selbst eine Pluralität an Denkansätzen umfasst, die in theoretisch-systematischer sowie methodologischer Hinsicht Überschneidungen aufweisen, sich aber in ihren theoretischen Schwerpunktsetzungen durchaus unterscheiden oder in bestimmten Fragen sogar in Widerspruch zueinander stehen können. Es gibt also nicht so etwas wie ein geschlossenes poststrukturalistisches Theorie- oder Methodengebäude; der Poststrukturalismus hat seinen Platz in größeren literaturwissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen.

Ungeachtet der bestehenden Differenzen und Widersprüche richten alle hier ausgewählten Theorieansätze ihre Aufmerksamkeit »auf die unterbelichteten oder verdrängten Prozesse der Sprache« (Bossinade 2000, S. IX). Die Literaturwissenschaftlerin Johanna Bossinade bestimmt dieses Anliegen genauer als »Arbeit am Verdrängten des vorherrschenden Kultur- und Wissenschaftsdiskurses« (ebd., S. IX). Die gemeinsame Vorannahme der unterschiedlichen theoretischen Positionen, die im Folgenden herangezogen werden, lautet also, dass das Verdrängte der dynamische Sprachprozess selbst sei. Daraus leitet sich die folgende Zielsetzung ab: »Die poststrukturalen Theorieansätze lassen sich bei aller Verschiedenheit unter der Absicht vereinigen, das Repräsentationsmodell der Sprache durch den Ausgriff auf die sprachkonstitutiven Prozesse zu unterlaufen.« (ebd., S. IXf.) Dies ist nicht zuletzt auch ein Angriff auf die Idee des cartesianischen Subjekts als autonome Instanz und Garant für Intentionalität und Bedeutung. Die Konfrontation mit der Prozessdimension der Sprache hat eine Dezentrierung des Subjekts zur Folge: Das Subjekt erfährt sich selbst als abhängig vom Sprachprozess, auf den es keinen Zugriff hat. Dem literarischen Text kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle zu: Er verschafft Einblicke in die Prozesshaftigkeit der Sprache, insofern er

codes and traditional practices. It is just that neo-liberals admit that they reject all this in the name of the market. Radical postmodernists, by contrast, combine these aversions with a somewhat sheepish chariness of commercialism. The neo-liberals, at least, have the virtue of consistency here, whatever their plentiful vices elsewhere.« (ebd., S. 29) Dieser Vorwurf ist nicht völlig von der Hand zu weisen: Im Zuge der akademischen Etablierung poststrukturalistischer Ansätze ist eine sukzessive Depolitisierung der Analysen und eine paradigmatische Hinwendung zu einem theoretischen Anti-Fundamentalismus festzustellen (vgl. van Dyk 2012, S. 192f.). Für die im vorliegenden Kapitel herangezogenen theoretischen Positionen lassen sich indes zwei Argumentationslinien (vgl. ebd., S. 195) identifizieren, die Eagleton in seiner allzu pauschalen Kritik ausblendet: Die erste Argumentationslinie betrifft die Annahme partieller bzw. temporärer Schließungen und Verfestigungen sowie einer fortwährenden Durchkreuzung bzw. Destabilisierung dieser Fixierungen. Die zweite Argumentationslinie betrifft die prinzipielle Möglichkeit einer unvorhersehbaren, unbestimmten, radikalen Andersheit, die in die bestehende Ordnung einbricht. Aus diesen beiden Argumentationslinien leitet sich ein ethischer und politischer Anspruch ab, der eben gerade nicht darin besteht, die herrschende Ordnung zu bestätigen, sondern bestimmte hegemoniale Fixierungen oder Verfestigungen kritisch zu hinterfragen und einen Möglichkeitsraum des Nicht-Hegemonialen zu inaugurieren.

das kommunikative und repräsentative Sprachmodell aufhebt und somit auch die Vorrangstellung des Lese-Subjekts gegenüber dem literarischen Text in Frage stellt. Wenn gleich die hier besprochenen Theorieansätze sich in ihren jeweiligen Einstellungen auf den Gegenstand Literatur unterscheiden mögen, so vereint sie die Annahme, dass es sich bei Literatur um eine textliche Praxis handelt, die traditionalistische Vorstellungen der Form- und Sinnproduktion ins Wanken bringt.

Ziel der folgenden Ausführungen ist nicht die differenzierte Gegenüberstellung unterschiedlicher theoretischer Positionen. Auch sollen die verschiedenen Denkansätze nicht zu einem umfassenden theoretischen Konzept zusammengeführt werden. Die Zuhilfenahme heterogener Begriffe und Texte steht vielmehr im Dienst einer Heuristik, die sich dem Verhältnis von literarischem Text und Lese-Subjekt anzunähern versucht. Die hier herangezogenen theoretischen Schriften sind als plurale Zugänge zum Konstrukt »literarische Macht« zu verstehen.

Dimensionen literarischer Macht: *Affirmation/Subversion* (Roland Barthes)

Der Philosoph und Literaturkritiker Roland Barthes steht in seinen frühen Arbeiten noch der strukturalistischen Semiotik nahe und befasst sich mit literarischen Phänomenen und anderen Formen kultureller Bedeutungsproduktion, also mit signifikanten Praktiken im Allgemeinen, die er als Zeichensysteme betrachtet. Sein anfängliches Interesse gilt der Funktionsweise und Strukturiertheit literarischer Texte sowie deren Position im Kommunikationssystem einer Kultur (vgl. Bark/Förster 2000, S. 116ff.). Später bricht Barthes mit dem wissenschaftlichen Strukturalismus und gibt das Instrument der strukturalen Analyse, mit dem er zuvor Texte nach Handlungssequenzen, kulturellen Kodes und konnotativen Bezügen geordnet hatte, auf. Stattdessen wechselt er nun in einen essayistischen Modus der Literaturbeschreibung und richtet seinen Fokus fortan auf Leseerfahrungen bzw. Textwirkungen. Den literarischen Text beschreibt er als ein Gewebe, das »jouissance«, Wollust, erzeugt (vgl. Bossinade 2000, S. 67).

Auf den ersten Seiten seines Essays *Die Lust am Text* (2016a [1973]) lädt Roland Barthes den Leser dazu ein, sich einen Menschen vorzustellen, der sich frei von Angst und entgegen allen gesellschaftlichen Konventionen dem Widerspruch hingibt und diesen Bruch stumm erträgt. Barthes zeichnet hier das Bild eines Antihelden, eines von der Gesellschaft gebrandmarkten Außenseiters, der nicht davor zurückschreckt, sich in Widersprüche zu verstricken, und der die Erfahrung des Bruchs gezielt sucht. Was Barthes an dieser Stelle beschreibt, ist ein besonderer Typus von Leser oder besser gesagt: ein bestimmter Moment der Lektüre, wenn der Leser die Erfahrung der Spaltung macht und diese Erfahrung bewusst aushält – es ist ein Moment der Wollust (Eros), der »jouissance« (Barthes 2016a, S. 8). Mit diesem Begriff bezeichnet Barthes eine Textwirkung, die aus der elementaren Brüchigkeit der Sprache hervorgeht (vgl. ebd., S. 8). Diese Textwirkung, die Erfahrung des Bruchs, korrespondiert mit einem Modus der textnahen Lektüre, die die Widersprüche und Unvereinbarkeiten im Text aufspürt und bei ihnen verweilt, anstatt sie zu meiden.

Von der »jouissance« (Wollust) grenzt Barthes die »plaisir« (Lust) ab. Im Unterschied zur jouissance entfaltet sich diese nicht in der Erfahrung des Bruchs, sondern resultiert

aus einer homogenisierenden und harmonisierenden Lektürepraxis. Bezeichnet ist damit jener Zeitpunkt der Lektüre, wenn der Text als kohärentes und homogenes Ganzes erfahren wird.² Anders gesagt: Plaisir bzw. jouissance als Textwirkung stellt sich ein, wenn die Lektüre auf die konstitutive Brüchigkeit der Sprache reagiert. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Textwirkungen und den mit ihnen korrespondierenden Lektüre-Modi erfolgt bei Barthes allerdings ausschließlich auf einer analytischen Ebene. Viel eher ist anzunehmen, dass die Übergänge zwischen den beiden Wirkungsweisen bzw. Formen der Lektüre fließend sind: Sie evozieren sich wechselseitig und stehen zugleich in Widerspruch zueinander (vgl. ebd., S. 8f. u. S. 30).

Beide Textwirkungen haben laut Barthes also etwas mit der konstitutiven Brüchigkeit der Sprache zu tun. Sprache sei auf der einen Seite immer schon kulturell und ideologisch fixiert. Kanonisierte Lesarten und kulturelle Codes ermöglichen es jedem Menschen, Sprache »in den Griff« zu bekommen. Allerdings kann Sprache auf diese Funktion nicht reduziert werden, sie ist weit mehr als nur ein starres Konstrukt. Auf der anderen Seite ist sie nämlich auch mobil und dynamisch, fähig sich zu verändern, neue Formen anzunehmen. Demnach kennzeichnet Sprache eine konstitutive Kluft; eine Kluft zwischen »Kultur« und »Zerstörung« (vgl. ebd., S. 13). Jouissance befindet sich nicht auf der Seite der Zerstörung, sondern hat ihren Ort genau in dieser Kluft zwischen Kultur (etablierte Formen, kulturelle Codes, kanonisierte Lesarten) und Zerstörung (Irritation etablierter Formen, kultureller Codes und kanonisierter Lesarten) (vgl. ebd., S. 14). Diese Kluft beschreibt Barthes als »ein[en] Ort des Sichverlierens« (ebd., S. 14).

Wie bereits die Schriftstellerin Susan Sontag in ihrem einflussreichen Essay *Gegen Interpretation* (2015 [1966]) einige Jahre zuvor plädiert auch Roland Barthes für eine »Erotik der Kunst«.³ Für Barthes ist der literarische Text nicht einfach nur ein grammatisches Gebilde, sondern ein erotischer Körper (vgl. Barthes 2016a, S. 25f.), ein Fetischobjekt (vgl. ebd., S. 43). Erotisch daran ist die Erfahrung der Unterbrechung (jouissance). Die volle Entblößung des (Text-)Körpers hätte nur zur Folge, dass sich die ganze Erregung in einem Punkt sammelte (die Auflösung aller Widersprüche im Text, das Ende einer Erzählung, die Enthüllung einer verborgenen Wahrheit etc.) (vgl. ebd., S. 17).

-
- 2 Wie Johanna Bossinade (2000, S. 66) zurecht kritisch anmerkt, bleibt Roland Barthes mit Begriffspaaren wie »plaisir/jouissance« weiterhin dem Denken in binären Kategorien und damit letztlich auch dem Instrumentarium der strukturalen Analyse verhaftet.
 - 3 Anstelle einer Hermeneutik fordert Susan Sontag eine »Erotik der Kunst«: »Was zunächst vonnöten ist, ist ein verstärktes Interesse für die Form in der Kunst. Während eine übertriebene Betonung des *Inhalts* die Arroganz der Interpretation provoziert, ist eine intensivere und umfassendere Beschreibung der *Form* dazu angetan, diese Arroganz zum Schweigen zu bringen. [...] Die Interpretation setzt ein sinnliches Erlebnis des Kunstwerks als selbstverständlich voraus und basiert darauf. Aber dieses sinnliche Erlebnis läßt sich heute nicht mehr ohne weiteres voraussetzen. [...] Unsere Kultur beruht auf dem Übermaß, der Überproduktion; das Ergebnis ist ein stetig fortschreitender Rückgang der Schärfe unserer sinnlichen Erfahrung. [...] Heute geht es darum, daß wir unsere Sinne wiedererlangen. Wir müssen lernen, mehr zu sehen, mehr zu hören und mehr zu fühlen. Es ist nicht unsere Aufgabe, ein Höchstmaß an Inhalt in einem Kunstwerk zu entdecken. Noch weniger ist es unsere Aufgabe, mehr Inhalt aus dem Werk herauszupressen, als darin enthalten ist. Unsere Aufgabe ist es vielmehr, den Inhalt zurückzuschneiden, damit die Sache selbst zum Vorschein kommt.« (Sontag 2015, S. 21f., Herv. i.O.)

Unschwer zu erkennen, dass die schrittweise Enthüllung des Körpers eine Analogie ist für die homogenisierende und harmonisierende Lektürepraxis (plaisir). Ein Drang nach Erkenntnis bildet in diesem Fall das Antriebsmoment der Lektüre. Der Rezipient muss zwischen Passagen unterscheiden, die diesem Erkenntnisdrang dienlich sind (z. B. Wendungen, die die Enthüllung eines Rätsels vorantreiben), und solchen, die diesem Drang entgegenstehen und die der Leser folglich überspringen, überfliegen, vernachlässigen kann (vgl. ebd., S. 18). Die Brüche in der Sprache geben den Rhythmus der Lektüre vor und beeinflussen die Leseintensität, insofern die Lektüre versucht, diese Brüche zu meiden. Sie zwingt den Leser dazu, Brüche zu überspringen, all das zu überfliegen, was die Lektüre ins Stocken bringen könnte (vgl. ebd., S. 19). Der klebende Blick auf die Unterbrechungen am Textkörper hingegen erzeugt *jouissance*: »[D]ie andere Lektüre läßt nichts aus; sie ist schwerfällig, sie klebt am Text« (ebd., S. 19). Hier geht die Lust weder aus einem gewissen Rhythmus noch aus einer bestimmten Intensität der Lektüre hervor; sie entspringt nicht aus der Abfolge des Ausgesagten, sondern hat ihren Ort in der »Art des Aussagens« (ebd., S. 20). Dementsprechend konstituiert sich das Lese-Subjekt in Abhängigkeit von der jeweiligen Lektürepraxis. Es konstituiert sich als kohärenz- und sinnstiftende Instanz (kulturelle Lust/plaisir), kann aber ebenso eine lustvolle Erschütterung dieser Sicherheit als Moment der Lektüre erfahren (nicht-kulturelle Lust/*jouissance*).

Wie aber kann sich die *jouissance* als Textwirkung überhaupt entfalten, wenn der Text immer schon in einer bestimmten literarischen Tradition steht und über kanonisierte Lesarten handhabbar gemacht werden kann? Oder wie Barthes schreibt: »Wie kann ein Text, der Sprache ist, außerhalb der Sprache sein?« (ebd., S. 47) An diesem Punkt führt Barthes die Unterscheidung zwischen »Sprache« und »Text« ein. Sprache wird bei Barthes zu einem »Kampfplatz«, auf dem um Wahrheit und damit auch um Macht gerungen wird. Zwischen verschiedenen Redeweisen bzw. Diskursen besteht eine Rivalität: »Denn jedes Reden (jede Fiktion) kämpft um die Hegemonie; wenn es die Macht für sich hat, dehnt es sich überall hin aus im Strom und Alltag des sozialen Lebens, wird es *doxa*« (ebd., S. 44, Herv. i.O.). Derjenige Diskurs, der sich gegen alle anderen Diskurse durchsetzen kann, beansprucht die Deutungshoheit über das soziale Leben.

Den Text wiederum zeichnet aus, dass er atopisch ist. Es handelt sich gewissermaßen um einen »Nicht-Ort (im Ort)«; er hat seinen Ort in der Sprache, befindet sich aber zugleich auch immer außerhalb der Sprache. Der atopische Charakter des Textes zeichnet sich laut Barthes durch drei Merkmale aus (vgl. ebd., S. 47). Erstens: Hinter dem Text steht kein Subjekt. Vorstellungen von Intentionalität, Originalität und Autonomie sind für Barthes nichts weiter als bloße Textwirkungen. Zweitens: Der Text zerstört seine eigene diskursive Kategorie. Als »Zitat ohne Anführungszeichen« (ebd., S. 47) vereitelt der Text die diskursive Vereinnahmung. Er ist immer mehr, als das, was er zu sagen scheint. Drittens: Der Text kann die kanonischen Strukturen der Sprache angreifen. Indem er mit Lexik und syntaktischen Strukturen spielt, erzeugt der Text eine Sprache, die sich den Konventionen des Diskurses entzieht.

Es liegt somit die Figur der Paradoxie vor: In die Sprache verwoben stellt der Text einen Ort dar, an dem die Strukturen der Sprache Angriffen ausgesetzt werden können. Über diese selbstzerstörerische Geste erhält der Text seine Signifikanz (vgl. ebd., S. 46).

Der Text ist somit in der Lage, den für ihn konstitutiven Diskurs aufzuhebeln; darin besteht seine subversive Dimension. Genauer: Für Barthes ist die Konsumtion des Textes zwar stets ideologisch, die Produktionsweise des Textes, die Art und Weise, wie er sich als Text selbst hervorbringt, birgt in sich jedoch subversives Potenzial.⁴ Jenes Vermögen ist wiederum in der Dynamik der Sprache begründet. Daher kann sich *jouissance* nur im Dazwischen von Kultur und Zerstörung entfalten. *Jouissance* verweist auf ein Sprechen jenseits des hegemonialen Diskurses, doch auch dieses Sprechen bleibt unweigerlich »in der Wahrheit der Sprache befangen« (ebd., S. 44). In einem ephemeren Moment verausgabte sich die *jouissance* vollständig.

Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang auch Barthes Ausführungen zum faschistischen Charakter der Sprache im Rahmen seiner Antrittsvorlesung am Collège de France, gehalten am 7. Januar 1977. Darin argumentiert Barthes, dass von der Sprache immer schon Macht ausgeht. Die Macht der Sprache bestehe in ihrer Fähigkeit zu klassifizieren. Sprechen bzw. einen Diskurs zu führen, bedeute demnach eine Unterwerfung unter die klassifizierende Macht der Sprache. Von hierher rührt der faschistische Charakter der Sprache (vgl. Barthes 1980, S. 19). Das Faschistische der Sprache kommt für Barthes in der »Autorität der Behauptung« und im »Herdenhaften der Wiederholung« (ebd., S. 19) zum Ausdruck. In der Sprache verbinden sich Unterwerfung und Macht. Das Subjekt kann sich dieser Macht nicht entziehen, denn Freiheit kann es nur außerhalb der Rede geben. Ein solches Außerhalb existiert aber nicht, da die menschliche Rede ein geschlossener Ort ist. Einzig der Literatur spricht Barthes das Potenzial zu, die Sprache überlisten zu können (vgl. ebd., S. 23). Barthes zufolge sind in der Literatur »Kräfte der Freiheit« wirksam, von denen er drei in besonderem Maße hervorhebt: *Mathesis*, *Mimesis* und *Semiosis* (vgl. ebd., S. 25ff.). Erstens: Literatur ist in der Lage, Wissensbereiche zu transportieren, die noch nicht erschlossen sind. Zugleich ist dieses Wissen nie vollständig oder letztgültig und wird in der Literatur einer endlosen Reflexivität ausgesetzt. Zweitens: Literatur ist bemüht, das Wirkliche darzustellen. Allerdings ist das Wirkliche

4 Diese Unterscheidung ist bereits in einem seiner früheren Werke angelegt. In *S/Z* (2016b [1970]), einer Studie zu Honoré de Balzacs Erzählung *Sarrasine*, entwickelt Barthes eine Poetik, die den verschiedenen Weisen nachgeht, wie das literarische Werk vom Leser verstanden werden kann. Die beiden Grundbegriffe dieser Poetik bilden das »Schreibbare« [*scriptible*] und das »Lesbare« [*lisible*]. Der Begriff des Schreibbaren verweist auf den Lektüreakt als textuelle Lektüre: Anstatt ein Produkt, den literarischen Text, lediglich passiv zu konsumieren, hat der Leser an einer Aktivitätsstruktur teil, schreibt den Text gleichsam mit, schreibt ihn neu. Den Text (neu) zu schreiben bedeutet, das unendliche Spiel des Textes offen zu lassen, die Pluralität der Deutungszugänge zu bewahren und den Text als plurales Gebilde nicht durch ein singuläres System oder ein bestimmtes Text-Äußeres (eine Bedeutung, Wahrheit, Intention etc.) zu begrenzen; den literarischen Text in seiner Unabgeschlossenheit, in seiner grundsätzlichen Deutungs Offenheit anzunehmen. Das Gegenstück zum Schreibbaren bildet das Lesbare und nimmt den Leser in einer ausschließlich passiven Rolle in den Blick (vgl. Barthes 2016b, S. 8). Das Lesbare verweist auf die Konsumtion, die immer ideologisch motiviert ist, und auf den Text als Produkt, nicht als Produktion: »[L]isible ist das, was mit den [moralischen, ästhetischen, politischen, begrifflichen etc., E.B.] Codes übereinstimmt und von dem wir wissen, wie es gelesen werden muß« (Culler 1999, S. 34, Herv. i.O.). Einen literarischen Text lesbar zu machen, ihm einen Sinn zu verleihen, bedeutet, den Moment der Unentscheidbarkeit nicht auszuhalten, sondern eine Hierarchie der Codes zu behaupten; eine bestimmte Sinnggebung gegen alle anderen auszuspielen (vgl. Barthes 2016b, S. 154f.).

nicht darstellbar, sondern allenfalls zeigbar. Auf dieser konstitutiven »fundamentale[n] Nicht-Adäquatheit von Rede und Wirklichem« (ebd., S. 33) beruht die Produktivität der Literatur. Drittens: Literatur zeichnet die Kraft aus, innerhalb der Grenzen der Sprache mit den Sprachzeichen zu spielen.

Wenngleich Barthes die Macht der literarischen Form ausschließlich im Negativen verortet, in der Subversion, Übertretung und Verfremdung allgemein gültiger Codes, so ist der literarische Text dennoch (oder gerade deshalb) nicht von der Sphäre der Kultur bzw. Ideologie abgekoppelt. *Jouissance* als eine Erfahrung des Sichverlierens, die aus der Erschütterung bestehender Codes, Normen und Werte hervorgeht, ereignet sich in einem flüchtigen Moment der Lektüre und muss notwendigerweise wieder in die (kulturell und ideologisch fixierte) Sprache überführt werden.⁵

-
- 5 Es ist ein beinahe schon charakteristischer Zug postmoderner Literaturtheorien, der literarischen Form die Macht zuzusprechen, die vertraute Welt, die unhinterfragten Aspekte der gesellschaftlichen Realität zu verfremden und damit die Selbstsicherheit des Subjekts, seine Überzeugungen, seine vorgegebene Identität zu erschüttern (vgl. Eagleton 2012, S. 165). Die Macht der Kunst im Negativen zu verorten, in der Subversion, Übertretung und Verfremdung allgemein gültiger Codes, bestehender Sichtweisen und herrschender Normen zeugt Terry Eagleton zufolge von einem grundsätzlichen liberalen Misstrauen gegenüber Denksystemen und der Blindheit des Liberalismus gegenüber seiner eigenen ideologischen Position (vgl. ebd., S. 45). Anders gesagt: Den Wert eines literarischen Textes daran zu messen, ob er die herrschenden Codes stört/übertretet/unterminiert oder bestätigt, sei selbst bereits eine ideologische Setzung. In dieser liberalen Tradition sieht Eagleton auch Roland Barthes beheimatet. Er kritisiert ihn für seinen angeblich selbstgenießerischen avantgardistischen Hedonismus und identifiziert ahistorische und apolitische Tendenzen in seinem rezeptionstheoretischen Ansatz: »In diesem überschwänglichen Tanz der Sprache gefangen, sich an der Materialität der Wörter selbst ergötzend, kennt der Leser weniger die absichtsvolle Lust, die darin liegt, ein kohärentes System aufzubauen und die einzelnen Textelemente geschickt zusammenzubinden, um ein einheitliches Selbst aufzubauen, als vielmehr den masochistischen Reiz des Gefühls, dass dieses Selbst zusammenbricht, durch das verschlungene Gewebe des Textes selbst zerstreut wird.« (ebd., S. 45) Eagleton unterstellt Barthes, blind zu sein gegenüber den historischen Bedingungen, unter denen ein literarischer Text produziert und rezipiert wird. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, dass die sozio-historischen Bedingungen der Textrezeption und -produktion in Barthes' Konzeption durchaus Berücksichtigung finden. Die Zwillingsformeln »*plaisir/jouissance*« sowie »Sprache/Text« schließen mit ein, dass die Rezeption bzw. Aktualisierung des literarischen Textes nicht im luftleeren Raum erfolgt und dass auch der literarische Text »in der Wahrheit der [kulturell und ideologisch fixierten, E.B.] Sprache befangen« (Barthes 2016a, S. 44) bleibt. Für Barthes ist der literarische Text kein ideologiefreier Ort der Subversion, er steht vielmehr in Komplizität mit der Ideologie: »Manche wollen einen Text (eine Kunst, eine Malerei) ohne Schatten, der getrennt ist von der »herrschenden Ideologie«; aber das wäre ein Text ohne Fruchtbarkeit, ohne Produktivität, ein steriler Text [...]. Der Text braucht seinen Schatten: dieser Schatten, das ist *ein bißchen* Ideologie, *ein bißchen* Darstellung, *ein bißchen* Subjekt: notwendige Geister, Luftblasen, Streifen, Wolken: die Subversion muß ihr eigenes *Halbdunkel* hervorbringen.« (ebd., S. 49, Herv. i.O.)

Dimensionen literarischer Macht: *Verfügbarkeit/Unverfügbarkeit* (Jacques Derrida)

Der Name Jacques Derrida ist im kollektiven Gedächtnis eng mit dem Begriff der Dekonstruktion verbunden. Der Dekonstruktivismus bezeichnet ein ›Teilgebiet‹ des Poststrukturalismus und zielt auf die Widerlegung des traditionellen hermeneutischen Interpretationsverfahrens ab, das in jedem Text einen durchlaufenden, entzifferbaren und mitteilbaren Sinn sieht. Das dekonstruktive ›Projekt‹ erfolgt aus einer grundlegenden Kritik an der abendländischen philosophischen Metaphysik, die von Platon über Aristoteles, bis Husserl das Bewusstsein als eine ideale Selbstpräsenz auffasst, die bereits vor dem Eintritt der Sprache Bestand hat (Metaphysik der Präsenz) (vgl. Renner 2017, S. 282).

Das Ziel der sinnverstehenden Interpretation ist es, die verborgene Bedeutung eines Textes zu entschleiern bzw. die Sinnintention des Autors zu rekonstruieren. Der dazu komplementäre Textbegriff beinhaltet die Vorstellung eines ›geschlossenen‹ Textes; die Annahme, der Text ließe sich mittels Oppositionen wie ›Text-Innen/Text-Außen‹ oder ›Anwesenheit/Abwesenheit‹ beherrschen. Die integrierende Lektüre hat die Aufgabe, die beiden entgegengesetzten Terme solcher Oppositionspaare zu versöhnen: Über den *anwesenden* Text will sie sich den *abwesenden* Sinn wiederaneignen. Das Modell des geschlossenen Textes hängt mit der in der abendländischen Metaphysik vorherrschenden repräsentativen Konzeption der Schrift zusammen: Der Text wird als die repräsentative Oberfläche eines dahinterliegenden, verborgenen Sinns verstanden.

Das Verlangen nach Sinn, Bedeutung, Zentrum, Präsenz etc., also die auf einen einheitlichen Sinn zielende Lektüre ist fester Bestandteil der abendländischen metaphysischen Tradition, in der die Schrift eine Erniedrigung und die Stimme [*phone*] eine Privilegierung erfährt. Für den Philosophen Jacques Derrida (2016a, S. 285) beruht dieses hierarchische Verhältnis von Stimme und Schrift auf einem »Mythos des Bewusstseins«. Dieser Mythos geht auf die unmittelbare Erfahrung des »Sich-im-Reden-Vernehmen[s]« (ebd., S. 175) zurück. Die Stimme bzw. das Stimm-Bewusstsein beschreibt Derrida als das Phänomen einer »Selbst-Affektion« (ebd., S. 175): Dem Bewusstsein gegenüber gibt sich die Stimme als »enge Verbündete der Vorstellung vom bezeichneten Begriff« (Derrida 2009, S. 44) aus und stellt sich schließlich als das Bewusstsein selbst dar:

»Wenn ich spreche, habe ich nicht nur das Bewusstsein, bei dem zu sein, was ich denke, sondern auch jeglichen Signifikanten meinem Denken oder dem ›Begriff‹ maximal anzunähern; Signifikanten, die nicht in die Welt zurückfallen, die ich höre, sobald ich sie von mir gebe, die von meiner reinen und freien Selbstbestimmung abzuhängen scheinen, die keiner Zuhilfenahme eines Instruments, eines Zusatzes, irgendeiner aus der Welt geschöpften Kraft bedürfen. Nicht nur scheinen sich Signifikant und Signifikat zu vereinigen, sondern in dieser Verschmelzung scheint der Signifikant zu erlöschen oder durchsichtig zu werden, um dem Begriff die Möglichkeit zu geben, sich selbst, als das zu zeigen, was er ist, als etwas, das auf nichts anderes als auf seine eigene Präsenz verweist. Der äußerliche Charakter des Signifikanten scheint vermindert zu sein.« (ebd., S. 44f.)

In dieser Erfahrung der Unmittelbarkeit, die Derrida ausdrücklich als Illusion ausweist, scheint die Stimme einen Signifikanten hervorzubringen, der in der Stimme selbst erlischt: »In nächster Nähe zu sich selbst *vernimmt sich* die Stimme [...] als völlige Auslöschung des Signifikanten: sie ist reine Selbstaffektion, [...] die sich außerhalb ihrer selbst, in der Welt oder in der ›Realität‹, keines zusätzlichen Signifikanten, keiner ihrer eigenen Spontaneität fremden Ausdruckssubstanz bedient.« (Derrida 2016a, S. 38, Herv. i.O.) Demnach erscheint das gesprochene Wort als quasi transparentes Zeichen eines präsenten Gedankens. Demgegenüber ist die Schrift nur ein Mittel, ein technisches Werkzeug, um die Rede zu repräsentieren. Die Rede wird in diesem Sinne als natürliche, unmittelbare Kommunikation betrachtet, während die Schrift als die künstliche und mittelbare Repräsentation der Repräsentation angesehen wird, welche die Rede verzerrt:

»Für sie [die Schrift, E.B.] ist charakteristisch, daß sie auch in der Abwesenheit des Sprechers funktioniert, daß sie einen ungewissen Zugang zum Denken vermittelt und daß sie sogar von jedem Sprecher oder Autor abgeschnitten sein kann. Die Schrift stellt sich so nicht nur als ein technisches Mittel zur Repräsentation der Rede dar, sondern als eine Verzerrung der Rede. [...] [A]bgetrennt vom Vater oder vom Moment des Ursprungs, führt die Schrift zu allen möglichen Formen des Mißverständnisses, da der Sprecher nicht anwesend ist, um dem Zuhörer zu erklären, was er meint.« (Culler 1999, S. 112)

Die Privilegierung der *phone* geht folglich mit der Erniedrigung der Schrift als Instrument, Zusatz, fremde Ausdruckssubstanz etc. einher. Die Selbst-Gegenwärtigkeit des *logos* in der Stimme (»Phonologozentrismus«), jene Erfahrung oder genauer: jene Illusion der Unmittelbarkeit bedeutet eine Ausschließung der Schrift, denn die Stimme »beruft sich nicht auf einen ›äußeren‹, ›sinnlichen‹, ›räumlichen‹, die Selbstpräsenz unterbrechenden Signifikanten.« (Derrida 2016a, S. 175)

In *Platons Pharmazie* (1995 [1972]), einem Essay über Platons *Phaidros*, geht Jacques Derrida jener Erniedrigung der Schrift nach, die die abendländische Tradition beherrscht und die Schrift auf ihre repräsentative, abgeleitete Funktion reduziert. Das platonische Schema, das sich in der gesamten abendländischen Metaphysik durchgesetzt hat, greift auf eine Reihe von Oppositionspaaren (›Seele/Körper‹, ›gut/schlecht‹, ›wahr/falsch‹, ›drinnen/draußen‹, ›anwesend/abwesend‹ etc.) zurück, um die Schrift gegenüber der Stimme abzuwerten. Platon denkt die Schrift grundsätzlich von der Opposition her und versucht sie auf diese Weise zu verstehen und zu beherrschen. Die Erniedrigung der Schrift (bzw. die Privilegierung der Stimme) kann somit nur *nachträglich* erfolgen. Erst die Gegenüberstellung von Gegensätzen erlaubt die Erniedrigung der Schrift bzw. die Privilegierung der Stimme. Die Hervorbringung der Differenz stellt damit die Bedingung dafür dar, dass Schrift und Stimme auf der Basis von Oppositionen einander gegenübergestellt werden können und infolgedessen die Schrift in ein Draußen verbannt und damit abgewertet werden kann (vgl. Derrida 1995, S. 143f.).

Für Derrida ist im platonischen Schema die Logik einer »allgemeinen Schrift« (ebd., S. 187) am Werk, die die Privilegierung des gesprochenen Wortes überhaupt erst ermöglicht, zugleich aber auch untergräbt. Ausgehend von diesem Ansatz entwickelt Derrida einen Schriftbegriff, der nicht dem Modell der phonetischen Schreibweise, der repräsentativen Konzeption der Schrift, entspricht. Diesem »neuen« Schriftbegriff, für den Der-

rida in Abgrenzung zum metaphysisch belasteten Begriff der Schrift die Bezeichnung »différance« oder auch »gramma« (Derrida 2009, S. 49f.) wählt, liegt die Annahme zugrunde, dass es kein Element gibt, das als solches präsent wäre oder allein auf sich selbst verwiese. Damit greift Derrida den bereits von Ferdinand de Saussure entwickelten Gedanken einer differenziellen Sprachauffassung auf, radikalisiert ihn aber zugleich:

»Kein Element kann je die Funktion eines Zeichens haben, ohne auf ein anderes Element, das selbst nicht einfach präsent ist, zu verweisen, sei es auf dem Gebiet der gesprochenen oder auf dem der geschriebenen Sprache. Aus dieser Verkettung folgt, dass sich jedes ›Element‹ – Phonem oder Graphem – aufgrund der in ihm vorhandenen Spur der anderen Elemente der Kette oder des Systems konstituiert. Diese Verkettung, dieses Gewebe ist der Text, welcher nur aus der Transformation eines anderen Textes hervorgeht. Es gibt nichts, weder in den Elementen noch im System, das irgendwann oder irgendwo einfach anwesend oder abwesend wäre. Es gibt durch und durch nur Differenzen und Spuren von Spuren.« (ebd., S. 50)

Der Begriff der »différance« lässt sich somit als eine Bewegung beschreiben, die sich nicht innerhalb der Dichotomie von ›Anwesenheit/Abwesenheit‹ verorten lässt. Vielmehr ist die *différance* die Möglichkeitsbedingung des gegenwärtig Seienden, sie ist das, »was die Gegenwärtigung des gegenwärtig Seienden ermöglicht« (Derrida 1988, S. 34).

Das Prinzip der Differenz ist die Bedingung für die Signifikation: Das System der Zeichen wird durch Differenzen konstituiert und Zeichen als Elemente des Bedeuten können nur durch das Netz von Oppositionen, die sie voneinander unterscheiden und aufeinander beziehen, funktionieren. Zeichen stellen demnach keine positiven Wesenheiten dar, sondern sind Produkte, Effekte eines Systems von Differenzen. Derrida zufolge gibt es im System der Sprache also nur Differenzen, aber auch diese sind »nicht in fertigem Zustand vom Himmel gefallen« (ebd., S. 40), sondern wurden produziert. Mit dem Begriff der »différance« spielt Derrida genau auf diese anonyme Tätigkeit, diese Bewegung des Produzierens an: Es ist die *différance*, die diese Differenzen hervorbringt. Differenzen sind also produzierte Effekte, »deren Ursache nicht ein Subjekt oder eine Substanz, eine Sache im Allgemeinen, ein irgendwo gegenwärtiges und selbst dem Spiel der *différance* entweichendes Seiendes ist.« (ebd., S. 40) Derrida beschreibt die *différance* als eine Bewegung, »durch die sich die Sprache oder jeder Code, jedes Verweisungssystem im allgemeinen ›historisch‹ als Gewebe von Differenzen konstituiert« (ebd., S. 41).

Auf diese Weise kehrt Derrida das in der abendländischen Tradition verfestigte hierarchische Verhältnis von Rede und Schrift (Privilegierung der *phone*/Erniedrigung der Schrift) um. Demnach sei die Rede lediglich eine besondere Form der Schrift. In der gängigen Vorstellung stellt die Schrift ein Kommunikationsmittel dar, das dazu dient, Ideen und Vorstellungen mitzuteilen. Damit ist das vorstellende Denken zeitlich früher, als die von ihm beherrschte Kommunikation zu verorten. Voraussetzung dafür, dass die Schrift als Kommunikationsmittel funktionieren kann, ist die Möglichkeit der Wiederholung in Abwesenheit (gemeint ist der virtuelle Tod des Senders bzw. Empfängers): »Sie muß in völliger Abwesenheit des Empfängers oder der empirisch feststellbaren Gesamtheit von Empfängern wiederholbar – ›iterierbar‹ – sein. Diese Iterierbarkeit [...] strukturiert das

Zeichen der Schrift selbst [...]. Eine Schrift, die nicht über den Tod des Empfängers hinaus aus strukturell lesbar – iterierbar – ist, wäre keine Schrift.« (ebd., S. 333) Iterabilität ist aber Bedingung jeglichen Zeichens: »Die Möglichkeit, die Zeichen zu wiederholen und damit zu identifizieren, ist in jedem Code impliziert, macht diesen zu einem mitteilbaren, übermittlungsfähigen, entzifferbaren Gerüst, das für einen Dritten, also für jeden möglichen Benutzer überhaupt, wiederholbar ist.« (ebd., S. 333) Somit ist die Iterabilität ebenso konstitutives Element der Rede:

»Eine Lautfolge kann als Signifikant nur funktionieren, wenn sie wiederholt wird, wenn sie als ›dieselbe‹ unter verschiedenen Umständen erkannt werden kann. Es muß mir möglich sein, einem Dritten zu sagen, was jemand mir gesagt hat. Eine Wortfolge ist nur dann eine Zeichenfolge, wenn sie zitiert werden kann und unter denen zirkulieren kann, die den ›ursprünglichen‹ Sprecher und dessen Bedeutungsintention nicht kennen. [...] Die Möglichkeit, ohne Rücksicht auf eine besondere Bedeutungsintention wiederholt zu werden und zu funktionieren, ist eine Bedingung des linguistischen Zeichens überhaupt, nicht nur der Schrift.« (Culler 1999, S. 113f.)

Das Prinzip der Iterabilität – die Möglichkeit der Wiederholung, der Imitation, des Zitats, der Parodie etc. – ist die notwendige Bedingung dafür, dass eine Äußerung eine Bedeutung erhält (vgl. Derrida 2016a, S. 165). So kann eine Äußerung, die in einem anderen Kontext wiederholt wird, unter Umständen eine neue Bedeutung erhalten. Derrida spricht in diesem Zusammenhang von einer »Kraft des Bruches« (Derrida 1988, S. 335), über die jedes Zeichen verfügt: »Es gehört zum Zeichen, schlechterdings lesbar zu sein, selbst wenn der Augenblick seiner Produktion unwiederbringlich verloren ist und selbst wenn ich nicht weiß, was sein angeblicher Autor-Schreiber in dem Augenblick, da er es schrieb, das heißt es seiner wesentlichen Führungslosigkeit überließ, bewußt und mit Absicht hat sagen wollen.« (ebd., S. 335) Da die »Möglichkeit des Heraushebens« konstitutiv ist für jedes Zeichen, ist es »an einem gewissen Punkt von seiner ›ursprünglichen‹ Bedeutung und von seiner Zugehörigkeit zu einem saturierbaren und zwingenden Kontext abgeschnitten« (ebd., S. 339). Die Iterabilität als ein wesentliches Prinzip des Zeichens führt somit immer eine gewisse Unabhängigkeit von der jeweiligen Bedeutungsintention ein. Die Kategorie der Intention kann die Äußerung niemals gänzlich beherrschen: »[I]st diese Struktur der Iteration einmal gegeben, so wird die Intention, welche die Äußerung beseelt, sich selbst und ihrem Inhalt nie vollkommen präsent sein. Die Iteration, die sie a priori strukturiert, führt in sie eine wesentliche Dehiszenz und einen wesentlichen Bruch ein.« (ebd., S. 347) Die Intention einer Äußerung kann immer erst nachträglich bestimmt werden und ist grundsätzlich offen für weitere Erklärungen. Damit ist Intention »weniger der Ursprung, sondern ein Produkt, weniger ein abgegrenzter Inhalt als vielmehr eine offene Menge diskursiver Möglichkeiten, die mit den Wirkungen iterierbarer Akte und den Kontexten, die bestimmte Fragen über diese Akte ermöglichen, in Zusammenhang stehen.« (Culler 1999, S. 142)

Die Iterabilität des Zeichens schließt die strikte Umschreibung eines Sinns aus. Stellt die Möglichkeit der endlosen Wiederholung ein konstitutives Element der Struktur des Zeichens dar, so besteht diese Möglichkeit nur deshalb, weil dem Zeichen ein Mangel innewohnt. Es ist der Mangel an Bedeutung, das Fehlen eines Zentrums, das die Bewe-

gung des Bezeichnens auslöst bzw. die Bewegung der Interpretation in Gang setzt. Die Iterabilität des Zeichens hat die »strukturelle Verdoppelung jedes Signifikats in einen interpretierbaren Signifikanten« (ebd., S. 210) zur Folge: Jedes Signifikat befindet sich von Anfang an in der Position eines Signifikanten (vgl. Derrida 2016a, S. 456). Der Mangel an Bedeutung, das fehlende Zentrum, kann niemals ersetzt werden. Über Substitutionen, Transformationen und Verschiebungen wird es endlos aufgeschoben: »Diese zentrale Präsenz ist aber niemals sie selbst gewesen, sie ist immer schon in ihrem Substitut über sich selbst hinausgetrieben worden. Das Substitut ersetzt nichts, das ihm irgendwie präexistiert hätte.« (Derrida 2016b, S. 424) Die Abwesenheit eines Zentrums, eines Ursprungs etc. eröffnet ein unendliches Spiel des Bezeichnens. Diese Bewegung des Spiels, die durch den Mangel, die Abwesenheit eines Zentrums bzw. Ursprungs ausgelöst wird, bezeichnet Derrida als eine Bewegung der »Supplementarität« [*supplémentarité*] (Derrida 2016a, S. 250f.; Derrida 2016b, S. 437). Ein Supplement stellt eine Ergänzung, einen Zusatz dar. Es wird hinzugefügt, um etwas zu vervollständigen, um einen Mangel zu kompensieren. Diese Logik der Supplementarität liegt dem Spiel des Bezeichnens zugrunde:

»Man kann das Zentrum nicht bestimmen und die Totalisierung nicht ausschöpfen, weil das Zeichen, welches das Zentrum nicht ersetzt, es *supplémentiert*, in seiner Abwesenheit seinen Platz hält, – weil dieses Zeichen sich als *Supplement* noch hinzufügt. Die Bewegung des Bezeichnens fügt etwas hinzu, so daß immer ein Mehr vorhanden ist; diese Zutat aber bleibt flottierend, weil sie die Funktion der Stellvertretung, der Supplementierung eines Mangels auf seiten des Signifikats erfüllt.« (Derrida 2016b, S. 437, Herv. i.O.)

Die *différance* ist zum einen *passive* Differenz, die als Bedingung des Bedeuten gegeben ist: Ein Zeichen erhält eine Bedeutung nur in der Differenz zu anderen Zeichen. Zum anderen ist sie *aktive* Bewegung und Tätigkeit, die eine »Ent-Motivierung« bzw. ein »Unmotiviert-Werden« (Derrida 2016a, S. 88) des Zeichens zur Folge hat. Somit kann die *différance* als »die unentscheidbare, nicht-synthetische Alternation zwischen der Perspektive der Struktur und der des Ereignisses« (Culler 1999, S. 108) beschrieben werden: »Die Differenz bringt hervor, was sie versagt, sie ermöglicht gerade das, was sie unmöglich macht.« (Derrida 2016a, S. 248)

Anders gesagt: Wenn sich die *différance* als textuelle Struktur konstituiert, streicht sie jeglichen Referenten aus, erzeugt gleichzeitig aber einen Referenzeffekt (Einfügen eines differenziellen Abstands). Das Ausstreichen des Referenten hat zur Folge, dass es keinen einheitlichen Sinn außerhalb des Textes gibt, der sich wiederaneignen ließe: »Wenn es also keine thematische Einheit oder keinen totalen Sinn gibt, der sich jenseits der textuellen Instanzen in einem Imaginären, einer Intentionalität oder einem Erlebnis wiederaneignen ließe, so ist der Text nicht mehr der Ausdruck oder die Darstellung (geglückt oder nicht) irgendeiner Wahrheit [...].« (Derrida 1995, S. 294)

In seinem Kommentar zu Platons *Phaidros* stellt Derrida den geschlossenen Textbegriff bzw. die Vorstellung, den Text über Oppositionen wie »drinnen/draußen« oder »anwesend/abwesend« begrenzen zu können, in Frage. Jeder Text steht zumindest auf virtueller, laterale Weise mit all den Worten eines Sprachsystems [*langue*] in Beziehung. Der-

rida spricht in diesem Zusammenhang von »Assoziationskräften«, die die in einem Text »tatsächlich anwesenden« Worte mit allen anderen (»abwesenden«) Worten des lexikalischen Systems verbinden (vgl. ebd., S. 146). Für ihn gibt es daher kein absolutes »Text-Außerhalb« [*hors-texte*] (ebd., S. 43). Im Umkehrschluss will Derrida damit aber keinesfalls postulieren, dass so etwas wie eine ideale Immanenz vorläge. Viel eher seien Effekte der Öffnung und Schließung in der textuellen Ökonomie inbegriffen: »Wenn es nichts gibt außerhalb des Textes, so impliziert das zusammen mit der Umwandlung des Textbegriffs im allgemeinen, daß dieser eben nicht mehr das abgedichtete Drinnen einer Innerlichkeit oder einer Identität mit sich sei [...], sondern eine andere Anbringung von Effekten der Öffnung und Schließung.« (ebd., S. 43)

Die Vorstellung eines geschlossenen Textes beruht auf einer metaphysischen, repräsentativen Konzeption von Schrift als äußerliche Repräsentation bereits konstituierter Bedeutungseinheiten, an deren Herausbildung sie nicht beteiligt war. Die *différance* – das Ausstreichen des Zentrums *und* die Möglichkeitsbedingung des gegenwärtig Seien – bricht die Grenzen des geschlossenen Textes auf; die *différance* stellt einen differenziellen Abstand her (erzeugt Referenz), streicht aber den Referenten aus; sie fügt einen differenziellen Abstand in die Innerlichkeit der Sprache ein und verhindert damit, dass Sinn (Signifikat) und Ausdruck (Signifikant) zusammenfallen.

Nichts geht der *différance* voraus: »Es gibt kein Subjekt, das Agent, Autor oder Herr der *différance* wäre und dem sie sich möglicherweise empirisch aufdrängen würde. Subjektivität ist – ebenso wie Objektivität – eine Wirkung der *différance*, eine in das System der *différance* eingeschriebene Wirkung.« (Derrida 2009, S. 52) Es gibt kein Subjekt, das die Bewegung der *différance* von außen kontrollieren könnte;⁶ zugleich sind Subjektivität und Objektivität Wirkungen der *différance*. Die *différance* streicht zwar jede Möglichkeit eines transzendentalen Signifikats aus, erzeugt aber zugleich Sinn- und Referenz.

6 Der Bezug auf die *différance* bzw. Textualität als eine unhintergehbare Größe, als ein privilegiertes Apriori kann mit Terry Eagleton als ein verdecktes metaphysisches Prinzip ausgewiesen werden. Beim Versuch, metaphysische Größen zu dekonstruieren, landen postmoderne Theorien letztendlich nur bei einer anderen Art von (verdecktem) Transzendentalismus, bei einer Metaphysik unter umgekehrten Vorzeichen, so die Kritik Eagletons. In einer solchen erkenntnistheoretischen Annahme sieht Eagleton eine Tendenz zum Konservatismus bzw. eine apolitische Haltung angelegt (vgl. Eagleton 1997, S. 18). Die Annahme, dass die *différance* uns zuallererst als Subjekte konstituiert, stellt die Möglichkeit kritischer Selbstreflexion prinzipiell in Frage, da es kein Außerhalb der *différance* gibt (vgl. Eagleton 1997, S. 47f.; vgl. Eagleton 2000, S. 196). Im Rahmen einer solchen Argumentation sei echte politische Kritik nicht möglich, weil Kritik nur von einer metaphysischen, transzendentalen Position jenseits der herrschenden Lebensformen erfolgen könnte (vgl. Eagleton 2012, S. 213f.). Dem ist jedoch entgegenzuhalten, dass Derrida in Bezug auf sein Textualitätskonzept ausdrücklich betont, dass »Text« bzw. »Textualität« nicht als eine Form metaphysischer Idealität missverstanden werden darf. Die Behauptung, dass es kein absolutes »Text-Außerhalb« gibt, bedeutet im Umkehrschluss nämlich nicht, dass es sich beim Text deshalb um »das abgedichtete Drinnen einer Innerlichkeit« (Derrida 1995, S. 43) handelt. Öffnung und Schließung, Sinn und Referenz, Subjektivität und Objektivität sind als Wirkungen in der textuellen Ökonomie inbegriffen. Anders gesagt: Dass wir als sprachbegabte Wesen die Welt interpretieren, uns als kohärente, selbstbewusste und intentionale Subjekte erfahren und uns aufgrund unserer Interpretationen bzw. zu diesen Deutungen auf eine bestimmte Weise verhalten können, ist *ein* Effekt der Textualität. Aber ebenso bewirkt die textuelle Ökonomie, dass wir in unseren Interpretationen nicht festgelegt sind und in eine andere Form des Selbstverhältnisses treten können.

renzeffekte. Beim Text handelt es sich nicht um »das abgedichtete Drinnen einer Innerlichkeit«. Im Gegenteil: »Der Text *bejaht* das Draußen« (Derrida 1995, S. 43, Herv. i.O.).

Das Zusammenspiel oder -wirken von Öffnung und Schließung bedeutet, dass die Möglichkeit, die virtuellen dynamischen Referenzen zu unterbrechen, in der Textualität selbst impliziert ist: »Die Textualität, aus Differenzen und Differenzen von Differenzen gebildet, ist von Natur aus absolut heterogen und schließt ständig Kompromisse mit den Kräften, die auf ihre Annullierung hinzielen.« (ebd., S. 110) Die sinnverstehende Interpretation setzt ein transzendentes Subjekt voraus, das von außen in das Spiel der Zeichen eingreifen kann. Eine solche Konzeption muss notwendigerweise annehmen, dass der Text-Sinn vom Sprachprozess abgekoppelt ist: »Da Sinn und Bedeutung als nachträglicher Effekt von Signifikanten, Schriftzeichen oder semischen Spuren gelten, kann die Interpretation nie vor der Herausarbeitung des grundlegenden Prozessrasters und immer nur in Relation darauf erfolgen. Wenn die semantische Botschaft ein Sekundäreffekt des Textes ist, ist die Interpretation es um so mehr.« (Bossinade 2000, S. 152)

Der Methode der hermeneutischen, sinnverstehenden Interpretation stellt Derrida die disseminale Lektüre gegenüber. Das hermeneutische Modell geht von der Polysemie, also der Vieldeutigkeit eines Textes aus. Die polysemische Lektüre unterscheidet sich zwar von der monosemischen Lesart, »welche peinlich darauf bedacht ist, sich an dem bevormundenden Sinn, dem *Hauptsignifikat* des Textes oder auch an seinem wichtigsten Referenten festzuhalten.« (Derrida 2009, S. 70, Herv. i.O.) Doch kommt auch Polysemie implizit im Hinblick auf die einheitliche Wiederherstellung eines Sinns zustande (vgl. ebd., S. 70). Im Unterschied zur sinnverstehenden, integrativen Interpretation (mono- bzw. polysemische Lektüre) verweist der Begriff der »dissémination« auf die semantische Unbestimmbarkeit eines Textes. Während die sinnverstehende Interpretation lediglich Mannigfaltigkeiten erzeugt, fokussiert die disseminale Lektüre den absoluten Bruch. Eine disseminale Lektüre zielt darauf ab, logische Fiktionen wie Einheit, Identität, Teil und Ganzheit aufzulösen. Polysemie impliziert eine Logik der ungebrochenen Identität, Dissemination hingegen enthüllt Identität als eine textliche Fiktion (vgl. ebd., S. 70f.).

Aus diesem Blickwinkel betrachtet erscheint die disseminale Lektüre gewissermaßen als Gegenmodell zur geläufigen integrativen (mono- oder polysemischen) Lektüre, die die Wiederherstellung eines, wenn auch futuristisch aufgeschobenen, einheitlichen Sinns beabsichtigt. Eine solche Betrachtungsweise blendet jedoch aus, dass die disseminale Lektüre stets eine integrative Lektüre voraussetzt, an deren Ergebnis sie sich abarbeiten kann. Die disseminale Lektüre kann Einheit und Identität als textliche Fiktionen nur dann entlarven, wenn zuvor eine sinnverstehende Interpretation einen entsprechenden polysemischen oder monosemischen Text-Sinn produziert hat.

Jede »erste« Insemination ist bereits Dissemination, unwiederbringliche Zerstreuung des Sinns, absoluter Bruch: »Es gibt keine erste Insemination. Der Samen ist sogleich zerstreut/ausgeschwärmt. Die »erste« Insemination ist Dissemination.« (Derrida 1995, S. 342) Insofern ist das Semantische darin impliziert: »Das Semantische bedeutet als Moment des Wunsches die Wiederaneignung des Samens in der Gegenwärtigkeit« (ebd., S. 398). Die Dissemination schließt daher Polysemie-Effekte nicht aus. In diesem Sinne ist jede Form der Lektüre (auch immer) eine *disseminale* Lektüre, insofern es sich bei der Dissemination gewissermaßen um eine immanente Prozessebene der Spra-

che handelt. Die sinnverstehende Lektüre muss diese Prozessebene der Sprache allerdings aus programmatischen Gründen verdunkeln. Einen geschlossenen Text kann sie nur dann hervorbringen, wenn sie die Textur des Textes verschleiern: »Ein Text ist nur dann Text, wenn er dem ersten Blick, dem ersten, der daher kommt, das Gesetz seiner Zusammensetzung und die Regel seines Spiels verbirgt.« (ebd., S. 71)

Die Vorstellung eines transzendentalen Subjekts, das von außen auf den Text zugreifen und über ihn verfügen kann, ist notwendigerweise an einen geschlossenen Textbegriff geknüpft. Im Vollzug der sinnverstehenden Lektüre konstituiert sich der Rezipient als Subjekt, und zwar in Abgrenzung zum Text-Gegenstand. Die integrative Lektüre produziert und bestätigt somit nachträglich das, was sie voraussetzt: den geschlossenen Text und die eindeutige Unterscheidung von Lese-Subjekt und Text-Objekt. Die *différance* verneint die Möglichkeit eines Subjekts, das von einer Außenposition die Bewegung der *différance* steuern und kontrollieren könnte, *gleichzeitig* sind Subjektivität und Objektivität als Wirkungen der *différance* oder Momente der textuellen Ökonomie zu verstehen. Indem die *différance* ein Text-Außen von vornherein austreicht, eröffnet sie damit zugleich die Möglichkeit, ein solches Text-Außen zu setzen. Darunter ist allerdings kein Ursprungsgeschehen zu verstehen, denn die Setzung findet statt, sie ist immer schon über einen Signifikanten vermittelt. Ihr kommt daher eine ursprüngliche Sekundarität bzw. eine sekundäre Ursprünglichkeit zu. Die Illusion eines stabilen Verhältnisses von Lese-Subjekt und Text-Objekt, in dem das Subjekt vollständig über den Text verfügen kann, ist Ergebnis einer integrativen Lektüre. Die sinnverstehende, integrative Lektüre ist wiederum an Fiktionen der Einheit, Identität und Kohärenz gebunden und muss aus diesem Grund die Zugehörigkeit zur textuellen Ökonomie der *différance*, die weiterhin ununterbrochen am Werk ist, verschleiern. Die *différance* generiert Fiktionen wie Sinn, Bedeutung, Subjektivität, Objektivität etc. und streicht sie als Möglichkeiten zugleich aus.

Dimensionen literarischer Macht: *Stabilität/Instabilität* (Julia Kristeva)

Das Denken der Literaturtheoretikerin und Psychoanalytikerin Julia Kristeva steht in den 1970er Jahren in engem Zusammenhang mit dem ideologischen Programm und der literaturtheoretischen Konzeption der Avantgarde-Zeitschrift *Tel Quel*, die von 1960 bis 1982 in Paris erscheint. Anfangs handelt es sich dabei noch um eine rein literarische Zeitschrift, doch schon bald beginnen sich die Interessen der Gruppe um *Tel Quel* auf Bildende Kunst, Philosophie und Psychoanalyse auszuweiten. Der Fokus liegt auf nonkonformistischen Dichtern und Autoren der europäischen Avantgarde wie Mallarmé, Artaud, Bataille, Lautréamont, Sade, später auch Joyce und Beckett (vgl. Angerer 2007, S. 13ff.). Die Gruppe um *Tel Quel* fordert eine soziale Revolution im Sinne der marxistisch-leninistischen Linie. Eine gesellschaftliche Revolution sei aber nur im Rahmen einer sprachlichen Revolution möglich, so die Grundprämisse der *Tel-Quel*-Gruppe. Veränderungen gesellschaftlicher Prozesse verlangen demnach eine Theorie der Sprache, die sich aus Psychoanalyse, Linguistik, Semiologie und Literaturwissenschaft speist. Dieser Versuch einer Annäherung von gesellschaftlicher und sprachlicher Revolution kommt auch in Kristevas Habilitationsschrift *Die Revolution der poetischen Sprache* (1978 [1974]) zum Aus-

druck (vgl. Angerer 2007, S. 18f.). Kristeva behandelt die poetische Sprache zwar als autonomes System, sieht im poetischen Text aber kein ausschließlich linguistisches Phänomen. Der Text ist nämlich in der Sprache, d.h. in einem historischen, sozialen und religiösen Umfeld verankert. Dem poetischen Text kommt Kristeva zufolge aber das Potenzial zu, die Sprache in ihrem alltäglichen und kommunikativen Gebrauch zu irritieren und die sozio-historische Praxis zu hinterfragen (vgl. ebd., S. 50f.).

In ihrer Habilitationsschrift beschreibt Julia Kristeva eine für den Sprachprozess konstitutive Dynamik, die den logischen Setzungen der Sprache vorausliegt. Sie postuliert eine prä-signifikante Dimension, die der Setzung des Zeichens und der Konstitution des Subjekts vorausgeht. In der Einleitung der deutschen Ausgabe von *Die Revolution der poetischen Sprache* fasst Reinhold Werner die zentrale These Kristevas wie folgt zusammen: In ihrer Arbeit geht Kristeva davon aus, »daß die vorsprachliche, »natürliche« Trieborganisation, das *Semiotische*, in dialektisch widersprüchlichem Verhältnis zur sprachlichen Organisation, dem *Symbolischen*, steht – in einem Widerspruch, der das Subjekt konstituiert.« (Werner 1978, S. 18, Herv. i.O.) Der wesentliche Punkt ist, dass erst in der Verbindung von symbolischer und semiotischer Dimension die Konstitution von Bedeutung denkbar ist, wenngleich diese Partnerschaft einen heterogenen Widerspruch darstellt.

Mit den beiden Termini des »Semiotischen« und »Symbolischen« bezeichnet Kristeva zwei Modalitäten im Prozess der Sinnbildung. Beide Modalitäten stehen in einem (widersprüchlichen) dialektischen Verhältnis zueinander; sie sind untrennbar und einander bedingend im Prozess der Sinngebung verankert (vgl. Kristeva 1978, S. 35). Das Symbolische ist strukturiert und dient den Zwecken der Kommunikation. Es resultiert aus der Beziehung zu einem anderen und ist durch äußere Strukturen wie Gesellschaft, Familie, Politik etc. bestimmt. In diesem Sinne ist das Symbolische als ein soziales Produkt aufzufassen (vgl. Angerer 2007, S. 62). Der Begriff des Semiotischen verweist auf den triebhaften Körper des Subjekts und auf die Primärvorgänge, in denen sich diskrete Energiemengen verschieben und verdichten (vgl. ebd., S. 59f.).⁷ Dieser von Energiemengen durchflutete Körper des Subjekts ist ab dem Kleinkindalter den Zwängen von Familien- und Gesellschaftsstrukturen ausgeliefert.

Nach Maßgabe dieser Zwänge artikuliert sich ein vorsprachlicher bzw. vorsymbolischer Triebraum, den Kristeva als »chora« bezeichnet: Es handelt sich dabei um »eine ausdruckslose Totalität, die durch die Triebe und deren *Stasen* in einer ebenso flüssigen wie geordneten Beweglichkeit geschaffen wird.« (Kristeva 1978, S. 36, Herv. i.O.) Die chora bzw. das Semiotische stellt das Vorstadium zu einem Signifikanten dar: Das Semiotische bedeutet nichts, bildet aber die materielle Bedingung des Bedeutens, die Basis für den späteren Spracherwerb und den Eintritt in die symbolische Ordnung (vgl. ebd., S.

7 Das Symbolische und die ihm vorgängigen semiotischen Energieladungen können analog zu dem von Sigmund Freud postulierten Gegensatz zwischen »Sekundärvorgängen« und »Primärvorgängen« gelesen werden: »Der Primärvorgang ist der Modus, nach dem das Unbewusste funktioniert. Charakteristisch ist, dass nichtgebundene Energie zirkuliert und nach den Mechanismen von Verdichtung und Verschiebung bearbeitet wird [...]. Der Sekundärvorgang ist der Modus, nach dem das Bewusstsein funktioniert. Charakteristisch ist, dass Energie gebunden ist, die Vorstellungen auf stabile Weise besetzt und an die Sprache angeschlossen sind.« (Heise 2019, S. 147)

37). Somit kann das Semiotische auch bestimmt werden als »die psychosomatische Modalität des Prozesses der Sinngebung« (ebd., S. 40), die dem Symbolischen vorausgeht. Gemeint sind Vorgänge und Relationen, die dem Zeichen und der Syntax vorausliegen, die dem Spracherwerb also notwendigerweise vorgängig sind. In ganz bestimmten signifikanten Praktiken wie dem poetischen Text beherrscht das Semiotische den Prozess der Sinngebung (vgl. ebd., S. 40) (siehe unten).

Das Semiotische geht der Bedeutung und damit auch der Setzung des Subjekts voran. Für diesen Einschnitt im Prozess der Sinngebung, der die Setzung der Bedeutung einleitet und das Ich – ein Bewusstsein, das Kategorien setzt und logische Urteile fällt – erzeugt, verwendet Kristeva den Begriff des »Thetischen«. Kristeva geht somit nicht von einem sprechenden Subjekt im Sinne eines transzendentalen phänomenologischen bzw. cartesianischen *ego* aus, sondern bestimmt es als ein »Subjekt-im-Prozeß« [*sujet-en-procès*] (ebd., S. 49). Mit dem Begriff des Semiotischen beschreibt Kristeva eine Etappe oder Sphäre, die für den Prozess des Subjekts konstitutiv ist und die mit der Bedeutungssetzung, sprich vom Symbolischen verdunkelt wird. Kristevas Interesse gilt den semiotischen Produktionsbedingungen, um auf diesem Weg die Funktionsweise des Symbolischen zu klären. Sie bestimmt das Semiotische als eine psychosomatische Funktionsweise, »die der Herausbildung des Symbolischen logisch wie chronologisch vorausgeht« (ebd., S. 52). Das Semiotische stellt ein Moment im Prozess der Sinngebung dar. In diesem Prozess ist das Semiotische auf das werdende Subjekt ausgerichtet, das schließlich vom Symbolischen gesetzt wird.

Das Semiotische und das Symbolische sind somit zwei Modalitäten im umfangreichen Prozess der Sinnbildung. Das Semiotische umfasst die Triebe und ihre Artikulation, d.h. das Triebfundament der Sprache. Das Symbolische wiederum umfasst die Bedeutung und den Bereich von Setzungen. Den Einschnitt im Sinnbildungsprozess, der die Setzung der Bedeutung einleitet, verortet Kristeva in der sog. thetischen Phase. Erst mit diesem und durch diesen Prozess kann sich das Subjekt mit sich selbst identifizieren und vollzieht eine Trennung vom Bereich der Objekte. Zu Beginn ist das Kind nämlich noch in einer ständigen Beziehung zum mütterlichen Körper, der Gegensatz zwischen Subjektivem und Objektivem besteht somit nicht von Anfang an (vgl. Angerer 2007, S. 60).

Bei Kristeva ist die semiotische chora bzw. das triebhafte Prinzip weiblich bestimmt, im Unterschied zum Symbolischen, zum väterlichen Gesetz. Der mütterliche Körper (das Semiotische) steht in Relation zur symbolischen Ordnung und zur präödpalen Genese des sprechenden Subjekts; er stellt die Vorbedingung der Sprache dar (die symbolische Ordnung der diskreten linguistischen Zeichen) und ist das Feld des Übergangs von Nicht-Sinn in Sinn (vgl. Menninghaus 2017, S. 522). Das triebhafte Prinzip lässt sich auf jene Zeit zurückführen, in der das Kind noch in einer Einheit mit der Mutter lebt (Mutter-Kind-Dyade). In diesem Abhängigkeitsverhältnis gibt es noch keine klare Unterscheidung von Subjekt und Objekt, Innen und Außen, Ich und Anderen. In der präödpalen Mutter-Kind-Beziehung herrschen nur fließende Heterogenitäten, rhythmische Ströme der Triebe und Materien vor. Im Unterschied zu Freud betrachtet Kristeva diese Beziehung aber keineswegs als idyllischen, friedlichen und positiven Urzustand. Kristeva ergänzt den Vatermord um den virtuell unvermeidlichen Mord an der eigenen Mutter: Der Muttermord spielt bei der Subjektkonstitution eine ebenso

entscheidende Rolle wie der ödipale Konflikt mit dem Vater. Um autonom zu werden, muss das Kind zuallererst die Mutter verwerfen und sich auf eine Ordnung sprachlicher, familiärer und sozialer Art richten. Das Verwerfen der Mutter, die Abstoßung des mütterlichen Körpers, das Verlassen des *corps-à-corps* mit der Mutter, der Übergang von der semiotischen chora in die symbolische (sprachliche, väterliche) Ordnung, ist notwendig, damit das Kind feste Körper- und Subjektgrenzen etablieren und eine Ichvorstellung entwickeln kann. Diese ursprüngliche Verdrängung ist die notwendige Voraussetzung dafür, dass es ein sprechendes Subjekt und die Möglichkeit von Objekten gibt (vgl. Angerer 2017, S. 132; vgl. Menninghaus 2017, S. 523f.).

In der thetischen Phase vollzieht sich ein Schnitt zwischen dem Semiotischen und dem Symbolischen. Objekte stehen nicht länger in einer vagen Beziehung zum Subjekt, sondern können nun als solche eindeutig identifiziert werden. Zeitlich fällt die Thesis mit dem Spracherwerb und dem von Jacques Lacan beschriebenen »Spiegelstadium« zusammen (vgl. Kristeva 1978, S. 53). Im Spiegelstadium vollzieht sich eine zweifache Trennung, die die Entstehung des Zeichens vorbereitet: Die Setzung des imaginären Selbst und damit einhergehend die Setzung des Objekts. Der Spracherwerb, der Eintritt in die symbolische Ordnung, beendet demnach die ursprüngliche, symbiotische Beziehung zur Mutterimago, in der das Ich noch nicht zwischen sich und seinem Gegenüber unterscheiden kann (vgl. ebd., S. 56f.).

Die thetische Phase bildet die Voraussetzung für Bedeutung, d.h. für die Setzung der Sprache mit ihrer vertikalen Schichtung aus Referent, Signifikat und Signifikant. Das Thetische ist die Schwelle zwischen zwei heterogenen Bereichen, dem Semiotischen und dem Symbolischen. Nun gibt es aber auch Triebe, die die thetische Phase nicht aufnehmen und in das Doppel »Signifikant/Signifikat« überleiten kann. Es bleibt stets ein präsymbolischer Rest übrig, da kein Signifikant das Semiotische restlos absorbieren kann (vgl. ebd., S. 59); etwas Undarstellbares, das sich der symbolischen Ordnung widersetzt. »[A]lle poetischen »Deformationen« der signifikanten Kette und der Bedeutungsstruktur« (ebd., S. 59) zeugen von diesem präsymbolischen Rest: »In den Praktiken der »Kunst« offenbart sich das Semiotische nicht nur als Bedingung des Symbolischen, sondern auch als dessen Aggressor; insofern gibt die Kunst auch Aufschluß über die Funktionsweise des Semiotischen.« (ebd., S. 59) Demzufolge zeichnen sich Praktiken der Kunst, insbesondere jene der poetischen Sprache, durch eine Wiederaufnahme der semiotischen chora im Apparat der Sprache aus. Die Thesis ist also labil: Stets ist das Symbolische dem Ansturm des Semiotischen ausgeliefert. Solche Überschreitungen bilden die Grundlage für jeden schöpferischen Akt und münden in eine Transformation der signifikanten Praxis. Der Einbruch des Semiotischen in das Symbolische und die damit verbundene Neugestaltung der symbolischen Ordnung betrifft zwar jede signifikante Praxis, doch kommt dies vor allem in der poetischen Sprache zum Ausdruck, so Kristeva (vgl. ebd., S. 71). Allerdings sei es nicht möglich, die Störung der symbolischen Ordnung durch die chora metasprachlich zu beschreiben, dieser Vorgang könne nur anhand des veränderten Sprachmaterials »nachgespürt« werden (vgl. Angerer 2007, S. 61).⁸ Johanna Bossinade

8 Während Kristeva mit dem Modell des Semiotischen ein komplexes und hochabstraktes Theoriegebäude entwirft, gelingt es ihr nur bedingt, dieses mithilfe der Beschreibung rhythmischer Phänomene in Texten der literarischen Avantgarde und einer gewöhnlichen Stilanalyse von lite-

vergleicht das Semiotische daher mit einer Art Stimmgabel, »die das triebhafte Rauschen der lautlichen Signifikanten in Erinnerung ruft.« (Bossinade 2000, S. 34)

Wenngleich das Thetische durchlässig ist, so bleibt das Eindringen des Semiotischen in das Symbolische begrenzt. Das Thetische sichert weiterhin die Setzung des Subjekts, das sich im Prozess befindet, sodass es nie zu einem völligen Selbstverlust des Subjekts kommt (vgl. Kristeva 1978, S. 72). Man kann also sagen, dass das psychosomatische Semiotische, das strukturierte Symbolische und die Thesis in einem Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen. Das Eindringen des Semiotischen trachtet zwar danach, das Symbolische aufzulösen, doch ist mit jeder Störung die Überführung in eine neue symbolische Anordnung verbunden (»Transposition«); alles andere würde die Auflösung des Subjekts bedeuten und in einen Zustand der Psychose münden (vgl. Angerer 2007, S. 65).

Das Semiotische kann immer erst *nach* der symbolischen Thesis in den signifikanten Praktiken in Erscheinung treten. Aus diesem Grund definiert Kristeva das Semiotische als Negativität:

»Angesichts dessen, daß das Thetische die semiotischen Bahnungen und Triebstasen in die Setzung des Signifikanten einbringt und sie in einem Dreierbündel – Referent, Signifikat, Signifikant – auseinanderfaltet, das allein das Aussagen einer Wahrheit ermöglicht, und angesichts dessen, daß das Semiotische infolge dieses Einschnitts rekursiv erzeugt wird als eine Art ›zweiter‹ Rückkehr der Triebfunktionalität in das Symbolische, muß das Semiotische als Negativität definiert werden, die in das Symbolische eingeschleust wird und seine Ordnung verletzt.« (Kristeva 1978, S. 78)

Die Praktiken der Kunst versuchen in Formen ästhetischer Negativität das Thetische zu überschreiten und aufzureiben, ohne es zugleich aufzugeben. In diesem Sinne erfüllt der thetische Einschnitt die Funktion einer Schutzeinrichtung, die der Steuerung des Semiotischen innerhalb des Symbolischen dient und die semiotische Überschreitung daran hindert, das Symbolische aufzulösen. Unter den künstlerischen Praktiken ist es vor allem die poetische Sprache, »die heraufbeschwört, was immer schon ihre Funktion

rarischen Werken auch zu exemplifizieren, wie der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus (2017, S. 539f.) kritisch anmerkt: »Daß solche stilistischen Abweichungen auch gleich eine Zerstörung der symbolischen Ordnung bewirken und mit der eigenen Körperlichkeit prä-ödicale Kanäle zum verdrängten Körper der Mutter freilegen, kann man allerdings nicht der stilistischen Analyse selbst entnehmen. Dazu bedarf es einer doppelten externen Voraussetzung: man muß Kristevas Basistheorie akzeptieren und es zweitens für legitim halten, diese Basistheorie mit einer herkömmlichen Stilanalyse kurzzuschließen. Kristeva selbst mag an der Kluft zwischen ihren empirischen Stilreflexionen und der enormen theoretischen Fracht, mit der sie beladen werden, ein Ungenügen empfunden haben.« In einem ihrer späteren Essays, *Powers of Horror* (1982 [1980]), bindet Kristeva ihre Theorie des Semiotischen stärker an die Sachgehalte von Literatur, »sofern diese nicht einfach nur beliebiger thematischer Stoff der Werke sind, sondern zugleich die gesamte Position des Sprechens bestimmen.« (Menninghaus 2017, S. 540) Anhand kurzer Analysen literarischer Texte (u.a. Dostojewskij, Proust, Joyce, Borges, Artaud und Céline) kann Kristeva zeigen, wie Protagonisten und Plotstrukturen »als (symbolische) Prosopopoiien der Differenz semiotisch vs. symbolisch« (ebd., S. 540) fungieren.

war: in und durch das Symbolische einzuführen, was eben dieses Symbolische bearbeitet, durchkreuzt und bedroht.« (ebd., S. 90) Hierin erkennt Kristeva das revolutionäre Potenzial der poetischen Sprache, die gesellschaftliche Ordnung zu verändern oder zu unterlaufen. Die Rückführung des Verdrängten in die Sprache (in Form poetischer Negativität) ist allerdings kein rein subversiver Akt. Vielmehr setzt die poetische Negativität an der Uneinigkeit von Signifikant und Signifikat an, um sie im Anschluss in einer neuen Anordnung zu verteilen. Im Unterschied zu einer Psychose bleibt die Thematik in der Textpraxis bestehen und garantiert dem Subjekt weiterhin Autonomie (vgl. Angerer 2007, S. 65).⁹

Die poetische Sprache bewahrt *und* überschreitet das Thetische; sie erschöpft sich nicht darin, das Thetische zu leugnen. Jeder neue Entwurf läuft wieder auf eine angreifbare, sinnhafte Setzung hinaus. In dieser Dialektik von Bewahrung und Zerstörung besteht das revolutionäre Potenzial der poetischen Sprache. Als »innerer/äußerer« Feind ist sie in der Lage, das Prinzip des Ideologischen in Frage zu stellen, die Notwendigkeit und die Anmaßung des Ideologischen zu durchschauen (vgl. Kristeva 1978, S. 70). Das (ideologie-)kritische, subversive Vermögen der poetischen Sprache ist für Kristevas Konzept der »Textpraxis« [*pratique textuelle*] von entscheidender Bedeutung. Demnach ist die Triebkraft des Semiotischen in eine literarische Funktion eingebunden, die zwar gesellschaftsbezogen, aber eben nicht gesellschaftskonform ist. In diesem Konzept wird Literatur zu einer signifikanten Praxis, die imstande ist, ideologische Vorstellungen aufzulösen (vgl. Bossinade 2000, S. 87). Gemeint sind Texte, »in denen der heterogene Widerspruch aufrechterhalten wird als die *notwendige Voraussetzung der Praxis-Dimension*

9 Kristeva selbst räumt ein, dass das revolutionäre Potenzial literarischer Texte begrenzt ist. Der Text kann die herrschende Ordnung zwar in und mit der Sprache angreifen, bleibt aber nichtsdestoweniger Teil dieser Ordnung. Unter Umständen hat Literatur dann sogar die gegenteilige Wirkung: Als eine Form »affirmativer Kultur« (Marcuse 1968) versöhnt Literatur das Individuum mit den herrschenden Verhältnissen, indem sie jedwede Form von Protest und rebellischem Aufbegehren (prä-)inkorporiert und präventiv in das Gestalten von Begehren, Ansprüchen und Hoffnungen eingreift. Die Erfahrung des Konflikts verbleibt in der Sphäre des Subjektiven. Postmoderne Literaturtheorien neigen dazu, Unkontrolliertheit, radikale Energie und Freiheit nicht mehr mit politischen Zielen zu verbinden, sondern in den Bereich der Sprache oder Textualität zu verschieben: Wenn Sprache bzw. Textualität zur letzten Enklave der Freiheit wird, in einer Welt, in der quantifizierendes und kalkulierendes Denken dominiert, dann trägt ein solches Verständnis zur Stabilisierung des *Status quo* und zur Verdrängung radikaler Impulse bei (vgl. Eagleton 2004, S. 22f.). Der Text wird zu einem utopischen Raum, aber nicht jenseits, sondern innerhalb des herrschenden Systems. Damit verbunden ist eine Fetischisierung der Sprache, die mit allzu viel Macht ausgestattet ist, sodass Wunschvorstellungen nicht mehr in konkrete Handlungen umgesetzt werden müssen (vgl. ebd., S. 23f. u. S. 29f.). Eine Theorie, in der Nonkonformität, utopische Vorstellungskraft und Protest in der Erfahrung ästhetischer Negativität aufgehen, birgt in sich apolitische Tendenzen und zeitigt unter Umständen sogar systemstabilisierende Wirkungen. Kristeva ist sich dieser Gefahr durchaus bewusst, dennoch hält sie an der Idee fest, dass das Kunstwerk im Allgemeinen über ein subversives Potenzial verfügt: Die Störung oder Irritation des Symbolischen – die Negierung scheinbar stabiler, festgelegter, transzendentaler Bedeutungen; die Überschreitung gesellschaftlicher Bedeutungen, vorgegebener Kategorien und tradierter Vorstellungen – *kann* den Übergang in eine andere Anordnung der symbolischen Ordnung einleiten und damit dem Subjekt die Möglichkeit eröffnen, in ein neues Selbstverhältnis zu treten.

in *signifikanten Gebilden*, Texten, in denen das Repräsentationssystem, das den Widerspruch bindet, seinerseits der gesellschaftlichen Praxis entlehnt ist.« (Kristeva 1978, S. 194f., Herv. i.O.) Besagter Widerspruch artikuliert sich als ein Konflikt des Subjekts, das eingebettet in einem sozialen Gefüge seinen Trieben ausgesetzt wird (vgl. Angerer 2007, S. 71).

Text-Arbeit ist zum einen eine gesellschaftliche Praxis: Die Arbeit an und mit Zeichen kann als signifikante, sprich als sinngebende Praxis bezeichnet werden. Zum anderen ist Text-Arbeit aber auch insofern eine Praxis, als dass sie die Besonderheiten einer Struktur – in dem Fall die Besonderheiten der Sprache oder besser gesagt: der syntaktisch geregelten Umgangs- oder Kommunikationssprache, der sinnhaften grammatischen Sprache – neu verteilt. Der ›Rohstoff‹, den die Textpraxis bearbeitet, ist das signifikante Material, die Signifikanten. Da das signifikante Material Teil des Textes selbst ist, kommt dem Text unter allen signifikanten Praktiken die Besonderheit zu, in seiner Praxis zu sich selbst zurückzukehren. Aus diesem Grund ist der Text in der Lage, die Gründe seines Werdens und die Bedingungen der Sinnproduktion zurückzuverfolgen und sichtbar zu machen (vgl. Werner 1978, S. 9f.).

Eingebettet in einen gesellschaftlichen Kontext entnimmt der Text hieraus symbolische Muster, um sie der Dynamik des semiotischen Verwerfens auszusetzen. Daher ist die semiotische Trieborganisation des Textes bereits domestiziert, da sie durch die Regeln der gängigen Kommunikation strukturiert und in ein textliches Kompositionsnetz eingebunden ist. Im Raum der Literatur, im Symbolischen, wird das Semiotische somit künstlich und rekursiv erzeugt. Bossinade bezeichnet diese Wiederkehr der Triebfunktionalität deshalb auch als »Re-Inszenierung« bzw. »Inszenierung zweiter Ordnung« (Bossinade 2000, S. 89). Diese Rekursivität führt die Dynamik der Triebe in das signifikante Netz des Textes zurück.

Im Konzept der Textpraxis wird eine ideale Distanz zur Sprache, in der das Subjekt von der Sprache losgelöst ist, aufgegeben. Reinhold Werner (1978, S. 10) beschreibt das Verhältnis von Subjekt und Text folgendermaßen:

»[D]er Text ist als signifikante Praxis auf ein Subjekt zugeschnitten, das ihn im Sinne eines physisch-biologischen Agenten trägt, bevor sich der Text im signifikanten System objektiviert, bevor er also den Sinn repräsentiert, dessen Bildung er verfolgt hat und an der er teilgenommen hat. Man könnte auch sagen [...] Text und Subjekt erzeugen sich gegenseitig oder, noch einfacher, das Subjekt, bevor es wird, geht im Text unter [...], es verliert sich im Text und folgt als solches [...] der Leerstelle, die in der Struktur bzw. im signifikanten Material zirkuliert und auf die hin die Signifikanten Verhältnisse eingehen und schließlich bedeutet werden.«

Kristeva (1978, S. 209) gemäß verfügt der Text durchaus über ein Subjekt (und damit über einen Sinn und eine Logik), doch hält es sich aus diesem heraus, ihn kennzeichnet eine Abwesenheit. Damit das Subjekt im Text ›untergehen‹ kann, muss es sich vom diskursiven Sinnsprechen lösen, den Automatismus syntaktisch geregelter Kommunikationssprache aufbrechen und die Kategorialität der Grammatik überwinden: »Die Auflösung der gesellschaftlich und geschichtlich, d.h.: der real gegebenen semantischen, grammatischen und syntaktischen Vorlagen erst führt das Subjekt dem Rohmaterial der Sprache

zu, das seinerseits das Subjekt mit Sinn und Identität versorgt.« (Werner 1978, S. 11) Auf diese Weise kann die Bedeutung von Dingen, Gesellschaft oder dem eigenen Ich transformiert werden.

Der spannungsvolle Dualismus von Semiotischem und Symbolischem wird von Kristeva mit der Unterscheidung zwischen »Genotext« und »Phänotext« theoretisch präzisiert. Mithilfe dieser Zweischichtenstruktur erläutert Kristeva die Funktionsweise eines Textes. Der Genotext umfasst alle semiotischen Vorgänge (die Energieschübe der Triebe) sowie die Ankündigung des Symbolischen (das Erscheinen von Objekt und Subjekt, die Konstituierung von Sinnkernen). In ihm vermischen sich labile semantische Verbindungen mit phonematischen, melodischen und rhythmischen Verbindungen (vgl. Kristeva 1978, S. 94f.). Weiter bestimmt Kristeva den Genotext als »Transportmittel für Triebenergien, die einen Raum organisieren, in dem das Subjekt *noch keine* gesplante Einheit ist, die sich verwischt, damit sich das Symbolische einstellen kann, worin sich das Subjekt vielmehr als solches erst *erzeugt* in einem Prozeß von Bahnungen und Markierungen unter der Einwirkung der biologischen und gesellschaftlichen Strukturen.« (ebd., S. 95, Herv. i.O.) Das bedeutet, dass der Genotext zwar in der Sprache wirksam, selbst aber nicht sprachlich ist. Der Genotext stellt die außerzeitliche und außersubjektive Grundlage des Phänotextes dar. Mit diesem Terminus ist jene Sprache gemeint, die den Zwecken der Kommunikation dient. Der Phänotext folgt den Kommunikationsregeln und setzt ein Subjekt des Aussagens bzw. einen Empfänger voraus (vgl. ebd., S. 95f.).

Der Prozess der Sinngebung, der Text als signifikante Praxis, umfasst den Genotext ebenso wie den Phänotext. Der Text orientiert sich einerseits an der Materie, am signifikanten System, in dem er sich erzeugt (Genotext). Andererseits hat der Text als Diskurs an den gesellschaftlichen Vorgängen teil (Phänotext). In ihrer jeweiligen Funktionsweise sind die beiden »Seiten« des Textes autonom, ebenso kann das Gewicht auf die beiden Text-Register ganz unterschiedlich verteilt sein. Liegt etwa das Gewicht stärker auf der zweiten Seite, dem Phänotext – wenn das Subjekt beispielsweise am Sinn und an der lexikalisch-syntaktisch-semantischen Dechiffrierung festhält –, so lässt der Text bei der Bearbeitung des signifikanten Systems die ideologische Repräsentation relativ intakt (vgl. Werner 1978, S. 12f.). Der Vorteil dieses Zweistrukturen-Modells besteht darin, dass sich damit der Text unabhängig von metaphysischen Prämissen, unabhängig von einem intentionalen oder transzendentalen *ego* denken lässt, ohne dabei das Subjekt auszuschließen. Unter der Voraussetzung, dass die Materie der Sprache (Genotext) die Grundlage des Phänotextes bildet, kann das Subjekt in der Textpraxis seine eigene Gespaltenheit nachvollziehen, erkunden und produktiv machen.¹⁰ Das Modell löst den Text

10 Die Annahme, die Instabilität von Identität könne zum Ausgangspunkt von Widerstand und Revolte werden, erkennt allerdings, dass jedem emanzipatorischen, transformativen und revolutionären Akt und politischen Handeln im Allgemeinen die Vorstellung eines selbstbestimmten und intentionalen Subjekts, das in der Lage ist, zielgerichtete Handlungen auszuführen und die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu überwinden, notwendigerweise inhärent ist: »Menschliche Subjekte, die völlig selbstidentisch wären und sich mit Sicherheit selbst bestimmen könnten, würden gar nicht die Notwendigkeit einer Revolte verspüren. Doch könnte eine solche Rebellion nur dann erfolgreich sein, wenn auch ihre Träger, und sei es nur vorübergehend, selbstaffirmativ und ziemlich selbstsicher wären, bestimmte Zielvorstellungen verfolgen und selbstidentisch genug wären, um diese auch in der Praxis umzusetzen.« (Eagleton 1997, S. 20) Für Terry Eagleton

nicht aus seiner geschichtlichen und gesellschaftlichen Vermittlung, vielmehr spielt der Text ein doppeltes Spiel (Sprache als Materie und/oder als gesellschaftliche Natur) (vgl. ebd., S. 13f.). Auf diese Weise kann der Text die Konstitutionsbedingungen des Subjekts, die in der Sprache liegen, offenlegen.

Dimensionen literarischer Macht: *Subjekt-Konstitution/Subjekt-Spaltung* (Slavoj Žižek)

Der Philosoph und Kulturkritiker Slavoj Žižek setzt sich in seinen theoretischen Schriften vornehmlich mit dem Psychoanalytiker Jacques Lacan und dem Philosophen G.W.F. Hegel auseinander und verknüpft seine Untersuchungen mit der Analyse popkultureller Phänomene. Ein stark postmoderner Grundzug seiner Arbeiten besteht darin, dass er ästhetische Kategorien umkehrt, kulturelle Hierarchien aufbricht und so das Triviale in Bezug zum Erhabenen setzt (vgl. Butler 2006, S. 20). Žižek hat weder eine eigene Literaturtheorie noch ein streng systematisches Text- oder Lektürekonzept entwickelt. Seine Neuinterpretation der Lacan'schen Terminologie bietet jedoch Anknüpfungspunkte für weiterführende Überlegungen zur literarischen Lektürepraxis. Eine hervorgehobene Rolle spielt in diesem Zusammenhang Lacans Signifikantenkonzept, in dem das Subjekt dem Signifikanten untergeordnet ist. Die Dominanz des Signifikanten entzaubert das Subjekt als den substanziellen Kern des Denkens und lässt es stattdessen als ein unbewusst artikulierendes Wesen hervortreten (vgl. Bossinade 2000, S. 40). Das Signifikantenkonzept legt wiederum eine symptomale Vorstellung von Text nahe: Als ein Symptom verweist der Text auf das, was nach Verständnis drängt, aber nicht auf eine einheitliche Intention zurückgeführt werden kann. Da aber das Symptom selbst wie eine Sprache strukturiert ist, lässt es sich auch nicht vollständig in der Analyse auflösen (vgl. ebd., S. 41ff.).

Aus Jacques Derridas These, dass es keinen Text gibt, in dem nicht auch nur eine Spur Textualität vorhanden wäre, leitet Slavoj Žižek ab, »daß sich der textuelle Prozeß immer in den Text selbst einschreibt, daß sich der differenzierte Horizont des Vorverständnisses immer schon in einer Serie bedeutungstragender Zeichen manifestiert, »reflektiert« [...], daß der Rahmen selbst immer durch einen Teil seines Inhaltes eingerahmt

ton bleibt fraglich, ob die Auflösung des einheitlichen Subjekts bereits als revolutionärer Akt bezeichnet werden kann: »[I]hr [Kristevas, E.B.] Werk neigt dazu, an der Stelle stehen zu bleiben, wo das Subjekt zerbrochen und den Widersprüchen preisgegeben ist. Für Brecht ist im Gegensatz hierzu die Demontage unserer vorgegebenen Identitäten durch die Kunst untrennbar mit der praktischen Hervorbringung einer neuen Art menschlichen Subjekts überhaupt verknüpft, ein Subjekt, das nicht nur innere Zerbrochenheit, sondern auch soziale Solidarität kennen müsste, nicht nur die Freuden der libidinösen Sprache, sondern auch die Erfüllung durch den Kampf gegen politische Ungerechtigkeit erfahren müsste.« (Eagleton 2012, S. 168f.) Die von Eagleton unterstellte antihumanistische Tendenz ist in Kristevas Konzeption eines »Subjekts-im-Prozess« jedoch nicht wiederzufinden. Das »Subjekt-im-Prozess« ist weder im Sinne einer repräsentativen Instanz zu verstehen noch impliziert es die Auflösung des Subjekts. Die Praktiken der Kunst eröffnen – ganz im Sinne von Brecht – dem Subjekt die Möglichkeit, sich den für das Selbst konstitutiven Widersprüchen gewahr zu werden und in ein neues Selbstverhältnis zu treten.

ist.« (Žižek 1991, S. 33) In der Hermeneutik ist dieser »Rahmen« der geschichtlich vermittelte Horizont, der sich dem Sprechenden selbst jedoch entzieht. Das bedeutet, dass der Gehalt, den wir sehen, immer nur durch einen Rahmen von Vor-Urteilen gegeben ist. Es gibt keinen neutralen Standpunkt, von dem aus wir die Dinge »objektiv« betrachten könnten. Die sog. »Logik des Signifikanten« geht über diese Grundprämisse der Hermeneutik hinaus und behauptet, dass dieser Rahmen schon immer im Inhalt anwesend sei: »[I]m Inhalt [gibt es] immer ein Element, das »den Rahmen selbst einrahmt.« (ebd., S. 33f.) Sowohl die Hermeneutik als auch die Logik des Signifikanten gehen davon aus, dass der Blickpunkt des Subjekts durch einen Rahmen bestimmt ist. Ziel der Hermeneutik ist es, diesen Rahmen des Verstehens, den Horizont der Vor-Urteile bzw. des Vor-Verständnisses, aufzuzeigen: Der Inhalt ist bereits von der Stelle, von der aus wir ihn betrachten, geprägt. Im Unterschied hierzu führt die Logik des Signifikanten das Paradoxon ein, »daß wir zu dem, was wir sehen, nicht in der einfachen Distanz eines Betrachtenden zum Betrachteten stehen, sondern daß der Horizont unseres Blickpunktes immer schon durch eine Stelle *innerhalb* des betrachteten Bildes bzw. Inhaltes bemerkt wird.« (ebd., S. 34, Herv. i.O.) Hier spielt Žižek auf die Lacan'sche »Dialektik des Auges und des Blickes« an: »[I]n dem, was wir sehen, steckt immer ein Punkt, von dem aus uns das Bild selbst ansieht, eine Stelle, an der wir selbst schon in das Bild eingeschrieben sind.« (ebd., S. 34) Daraus folgt, dass es in dem Betrachteten einen Fleck, eine Lücke gibt, wo wir nichts sehen, weil uns von dort aus das Betrachtete ansieht. An anderer Stelle spricht Žižek von einem »leere[n] Blick apriori« (Žižek 2010, S. 9): Der blinde Fleck am Objekt, von dem aus das Objekt unseren Blick erwidert, ist als ein solches leeres Apriori die formale Bedingung der Möglichkeit des Sehens (vgl. ebd., S. 9).

Mit der »Logik des Signifikanten« beschreibt Žižek ein formales Prinzip der symbolischen Ordnung. Die von Jacques Lacan entwickelte psychoanalytische Theorie konzipiert ein Subjekt, das anhand des Zusammenwirkens von drei psychischen Ordnungen oder Registern beschrieben werden kann: das Reale, das Imaginäre und das Symbolische (vgl. Hipfl 2009, S. 84f.), wobei die ersten beiden Register im Folgenden vernachlässigt werden. Die symbolische Ordnung bezieht sich auf die strukturierende Dimension der Sprache (Begriffe und Kategorien) und der sozialen Beziehungen; sie umfasst Werte, Regeln und Normen. Die Sprache – als zentrale Instanz der symbolischen Ordnung – ist für das Subjekt ein Weg, die Welt für sich zugänglich und fassbar zu machen, aber eben nur auf symbolischer Ebene und nicht in ihrer unmittelbaren psychischen Existenz. Mit der Sprache geht somit eine unüberwindbare Kluft zwischen unserem Sein und der Repräsentation dieses Seins in Worten und durch Worte einher. Das Subjekt ist daher stets gespaltenes Subjekt: Es ist nicht möglich, dass sich das Subjekt vollständig kennt oder sich seiner selbst vollständig bewusst ist. Die sprachlich-symbolische Identität, die sich mit der Positionierung innerhalb der symbolischen Ordnung entwickelt, ist somit von Anfang an mit einem Verlust verbunden (vgl. ebd., S. 86f.).

Die symbolische Ordnung bestimmt, was wir denken und was wir sagen: Der Sprechende wird immer schon gesprochen. Das Subjekt ist also nicht in der Lage, die Auswirkungen dessen, was es sagt, vollständig zu kontrollieren; es gibt immer einen Überschuss, einen Zusatz (vgl. Žižek 1991, S. 32). Das Subjekt kann sich nur in Abhängigkeit zur symbolischen Ordnung konstituieren und ist der Dominanz des Signifikanten unterworfen. Eingebunden in die Logik des Signifikanten, verfangen im symbolischen Netz-

werk vollzieht sich eine Spaltung des Subjekts (vgl. ebd., S. 52). Die Logik der signifikanten Repräsentation des Subjekts impliziert die Entfremdung des Subjekts im Signifikanten. Žižek beschreibt das Symbolische als ein »fremdes, totes Netz [...], das wie ein Parasit die lebende Substanz zerstückelt und sie beherrscht.« (ebd., S. 113) Eine andere Bezeichnung für die Alienation des Subjekts im Signifikanten ist die »symbolische Kastration« (Žižek 2016, S. 49). Wir sind in der symbolischen Ordnung gefangen, unterwerfen uns Signifikanten, die definieren, was wir sind. Zwischen unserer unmittelbaren psychischen Identität und unserer sprachlich-symbolischen Identität klafft eine Lücke (vgl. ebd., S. 49ff.).

Das Subjekt ist folglich gespalten: Es wird mit der Unzulänglichkeit der Sprache konfrontiert, unser Sein oder das, was wir sind, zu bezeichnen. Das gesplattene Subjekt steht daher in Beziehung zum überschüssigen Objekt, das im Symbolisierungsprozess erzeugt wird; es setzt sich in Korrelation zum Objekt-Rückstand des Symbolisierungsprozesses. Individuen existieren nur in der und für die Sprache, sie unterwerfen sich der symbolischen Ordnung. Dem Subjekt wird Identität allein durch die Stellung, die es im symbolischen Netz einnimmt, zuteil. Selbst wenn diese Abhängigkeit erkannt wird, so kann dies nur innerhalb der symbolischen Ordnung ausgedrückt werden. Wir können aus der symbolischen Ordnung nicht heraustreten. Aus diesem Grund basiert Subjektivität auf einem fundamentalen Mangel: die Unfähigkeit, unsere Abhängigkeit von der symbolischen Ordnung vollständig zu artikulieren. Das überschüssige Objekt, der Rückstand jedes Symbolisierungsprozesses, steht zum gespaltenen Subjekt in Korrelation, insofern es auf diese Lücke, diesen Mangel verweist; es füllt den Mangel in der symbolischen Struktur aus (vgl. Žižek 1991, S. 54ff.).

Die Dialektik des Auges und des Blickes entspricht der Logik des Signifikanten: Es gibt einen Punkt am betrachteten Objekt, der sich dem Zugriff des Subjekts entzieht und den konstitutiven Mangel im Subjekt aufzeigt. Im Anschluss an Lacan bezeichnet Žižek diesen Punkt am Objekt als »Blick« (ebd., S. 59). Es ist jene Stelle am Objekt, von der aus das betrachtende Subjekt bereits angeblickt, bemerkt wird. Die Funktion des Blicks besteht nicht darin, die Selbstpräsenz des Subjekts und seine Sicht zu sichern, sondern er stellt vielmehr einen Makel, einen Fleck am Objekt dar, der dessen Sichtbarkeit beeinträchtigt. Der Blick führt eine nicht aufhebbare Spaltung in die Beziehung von Subjekt und Objekt ein (vgl. ebd., S. 59). Darin gründet das dissymmetrische Verhältnis von Sicht und Blick; niemals können wir das Objekt an der Stelle sehen, von der aus es uns anblickt: »Der Blick als Objekt ist ein Fleck, der mich daran hindert, es als etwas einzurahmen, das dem Zugriff meiner Sicht zur Verfügung steht; der Blick als Objekt ist sozusagen ein Punkt, an dem der Rahmen (meiner Sicht) schon dem ›Inhalt‹ des angeschauten Bildes eingeschrieben ist.« (ebd., S. 59) Hieraus resultiert eine gewisse Ohnmacht des Subjekts, da es immer schon vom betrachteten Objekt bemerkt wird, und zwar von einem Punkt aus, der seiner Sicht entgeht.

Hermeneutische Ansätze verweisen für gewöhnlich auf die Selbstreferenzialität der Sprache, identifizieren Sprache als einen Ort unaufhörlicher autoreflexiver Bewegung. Das bedeutet, dass jedes Objekt bereits durch Sprache konstituiert ist: Es gibt keine Objekt- bzw. Meta-Sprache, die auf eine transparente und neutrale Weise über die Objekte sprechen könnte. Im Unterschied dazu beharrt die Logik des Signifikanten auf ein außersprachliches Objekt jenseits der reinen Selbstspiegelung der Sprache. Žižek be-

stimmt dieses außersprachliche Objekt, diesen nicht-signifikanten Referenten im Anschluss an Lacan als das »objet petit a«: »Genauer, das Objekt a ist der ›außersprachliche‹ Referent der ›selbstbezüglichen‹ Bewegung, der inneren Selbstdistanz der Sprache, der Referent all dessen, wodurch die Sprache nie direkt das sagt, was sie ›sagen will‹, wodurch sie immer zu viel (zu wenig) sagt.« (ebd., S. 81f.)

Zwischen Signifikant und Signifikat (oder genauer: Signifikatseffekt) besteht eine grundlegende Differenz. Jacques Lacan spricht in diesem Zusammenhang von der »Funktion des Signifikanten«.¹¹ Diese bewirkt, dass etwas zu einem Signifikanten wird. Ein isoliertes Element (ein sprachlicher Ausdruck, ein Verhalten, eine Geste etc.) steht in einer Beziehung zu einem Signifikat (einer Bedeutung). Die Funktion des Signifikanten besteht im Wesentlichen darin, die Verbindung zwischen diesem einzelnen Element und dem Signifikat mit einer Sperre, einem Widerstand, einer Barre zu versehen: Die Bedeutung des Elements wird unverständlich. Durch diese Operation verwandelt sich das, was zunächst ein vereinzelt Element gewesen war, in einen Signifikanten. Die Funktion des Signifikanten ist nicht auf eine ihm gegebene Bedeutungsfülle zurückzuführen. Im Gegenteil: Ein Element wird immer erst nachträglich zu einem Signifikanten (vgl. Nemitz 2012, o. S.). Das »eigentliche« Objekt jeder Interpretation ist daher nicht der Signifikant an sich, sondern eher die Leere oder Kluft, die er markiert.

Auch die Position des Subjekts ist letztlich auf die Funktion des Signifikanten zurückzuführen. Das Subjekt tritt in Erscheinung, weil die Welt eben nicht nur als seiend, sondern auch als signifizierend, als zu einer symbolischen Ordnung zugehörig erfahren wird; weil es Signifikanten gibt, die entziffert werden müssen. Die Wirkung des Geschriebenen (des Signifikanten) wie auch das Subjekt sind zurückzuführen auf den Bruch im Geschriebenen (im Signifikanten): »[D]em Sprechen der Subjekte [wohnt] eine Spur des Geschriebenen [inne]« (Bossinade 2000, S. 172).

Lacan (2015, S. 32) zufolge kommt dem analytischen Diskurs das Privileg zu, *anders* zu lesen, als es der geläufige Diskurs tut. Wie für jedes Lesen ist auch für die analytische Lektüre der Bruch maßgeblich, der den Signifikanten vom Signifikat(seffekt) trennt. Während der geläufige Diskurs jedoch auf das Signifikat (den intendierten Sinn) fixiert ist, legt der analytische Diskurs den Fokus auf die Signifikanten bzw. Signifikantenketten, denn ein Signifikant offenbart nicht ohne Weiteres seine Bedeutung, sondern verweist auf weitere Signifikanten. Im analytischen Diskurs geht es um das, »was sich liest jenseits dessen, was Sie [der Psychoanalytiker, E.B.] das Subjekt angeregt haben zu sagen« (ebd., S. 31f.). Deswegen muss der Psychoanalytiker den Signifikanten jedes Mal eine andere Lektüre geben, als es die direkt mitgeteilte Bedeutung zu verlangen scheint (vgl. ebd., S. 41f.). Folglich konzentriert er sich auf den Überschuss im Diskurs des Patienten. Beispielsweise kann eine bestimmte Zwangshandlung für den Patienten ein

11 Bei Lacan betrifft der Signifikant ein unbewusstes Sprechen. Er kann in den Buchstaben [*lettres*] der Sprache, also in sprachlichen Ausdrücken, aber auch in anderen Zeichenmodalitäten, z.B. in Form einer körperlichen Geste oder in einem bestimmten Verhalten, seinen Ausdruck finden. Der Signifikant ist somit nicht auf nur eine spezifische Materialart beschränkt. Entscheidend ist, dass es sich beim Signifikanten um ein isolierbares Element (einen sprachlichen Ausdruck, ein Bild, ein Verhalten etc.) handelt. Dieses Element kann anwesend oder abwesend sein und es steht in Beziehung zu anderen Elementen (vgl. Bossinade 2000, S. 41).

Element sein, dessen Bedeutung er nicht versteht. Es wird zum Signifikanten, dessen Bedeutung dem Patienten nicht (unmittelbar) zugänglich ist. Erst in der Analysesitzung begreift der Patient den Sinn seiner Zwangshandlung. Die Psychoanalyse geht davon aus, dass es ein Subjekt des Unbewussten gibt und dass sich das Unbewusste selbst liest. In der Therapie fungiert der Psychoanalytiker als das »Subjekt, dem Wissen unterstellt wird« [*sujet supposé savoir*] (Žižek 2016, S. 41). Der Patient ist davon überzeugt, dass der Analytiker um seine Geheimnisse weiß: Er verkörpert »die absolute Gewißheit des unbewussten Begehrens des Patienten« (ebd., S. 42). Auf diese Weise findet eine Verschiebung oder Übertragung statt: Auf die Figur des Analytikers wird das verschoben, was der Patient bereits in seinem Unbewussten weiß, was das Subjekt des Unbewussten bereits weiß (das Unbewusste liest sich selbst) (vgl. ebd., S. 41ff.).

Die Idee eines sich selbst lesenden Unbewussten sowie das Phänomen der Übertragung bilden Anknüpfungspunkte für literatur- und rezeptionstheoretische Überlegungen. Die Modalitäten und Möglichkeiten des Lesens in der Psychoanalyse lassen Rückschlüsse auf die literarische Lektüre zu: »Der poetische Text ›liest‹ Geschriebenes, um es ›umgeschrieben‹ neu zu ›lesen‹ zu geben.« (Bossinade 2000, S. 173) Die Literaturkritikerin Shoshana Felman befasst sich mit der Frage, was es aus Lacan'scher Perspektive bedeutet zu lesen und welche Einsichten die Psychoanalyse in das Verfahren der Interpretation gestattet. »Analytisches Lesen« ist für Felman »das Lesen einer Differenz, die der Sprache innewohnt, das Erstellen einer Art Topographie der Punkte im Diskurs des Subjekts, wo es mit sich nicht eins ist.« (Felman 1988, S. 205) Lacan beschreibt die Lektüre in der psychoanalytischen Praxis als »autre lecture«: Im analytischen Diskurs gibt der Analytiker den Äußerungen des Analysanden, dem signifikanten Material, eine andere Lesart. Diese Verschiebung der Bedeutung des Patienten-Diskurses ist möglich, weil der Sprache eine konstitutive Differenz innewohnt. Felman macht auf einen entscheidenden Punkt im Lacan'schen Lektüre-Modell aufmerksam: Die Aktivität des Lesens findet sowohl auf Seiten des Analytikers als auch auf Seiten des Analysanden statt. Lacan bestimmt das Unbewusste nicht einfach nur als das Objekt der Analyse, als das, was gelesen wird, sondern auch als *Subjekt* der Analyse, als das, was sich selbst liest. Daraus leitet Felman ab, dass, »wer auch immer liest, wer auch immer aus seinem Unbewussten heraus interpretiert, ein *Analysand* ist, selbst wenn die Interpretation von der Position des Analytikers aus geleistet ist.« (ebd., S. 205, Herv. i.O.) Demnach befindet sich jeder Leser auch immer in der Position eines Analysanden: »ein Analysand, der ›weiß, was er meint‹, dessen Interpretation aber eine *andere Lesart* gegeben werden kann als das, was sie bedeutet.« (ebd., S. 206, Herv. i.O.)

Diese Verflechtung von Analytiker und Analysand in der Position des Subjekts entspricht der Dialektik des Auges und des Blickes: Das Subjekt ist in dem, was es liest, von Anfang an impliziert. In ihrem Kommentar zu Shoshana Felmans Lacan-Lektüre führt die Literaturwissenschaftlerin Ulla Haselstein die komplizierte Verflechtung von Analytiker und Analysand in der Person des Interpreten auf die dialogische Struktur von Erzählinstanz und Leser als Möglichkeitsbedingung der Lektüre zurück. Am Beispiel einer Szene aus dem Roman *To the Lighthouse* von Virginia Woolf zeigt Haselstein, wie die Lektüre Erzähler-Position und Leser-Position in einer dialogischen Beziehung miteinander verschränkt. Was sich in dieser Szene abspielt, wird von einem Erzähler geschildert. Die Lektüre des Interpreten ist somit gewissermaßen die (Re-)Lektüre des Erzäh-

lers, der Interpret wiederholt notwendigerweise die Lektüre des Erzählers. Für den Interpreten wird der Erzähler zu einer repräsentierenden und wahrheitsgetreuen Instanz. Allerdings wird nicht alles vom Erzähler geschildert, bestimmte Leerstellen in seiner Erzählung geben dem Leser Rätsel auf. Das, was vom Erzähler offengehalten wird, muss der Interpret ergänzen; er ergänzt das Wissen des Erzählers um ein *Mehr*-Wissen. Der entscheidende Punkt ist, dass diese Verschiebung notwendigerweise über den Erzähler verlaufen muss: Dem Erzähler wird ein Wissen unterstellt, dessen er sich nicht bewusst ist. Die Lektüre des Subjekts ist somit notwendigerweise im Text bereits eingeschrieben (vgl. Haselstein 1988, S. 209f.). Der Eintritt des Lesers in die Interaktionsbeziehung mit dem Text ist mit Subjektivierungsprozessen verknüpft:

»Die Konstruktion eines Erzählers fordert die Konsistenz einer Perspektive, die die Stabilität der Referenz des Diskurses von der Identität der Selbstreferenz des Subjekts abhängig machen muß. Diese Konstruktion erweist sich als notwendige Lesestrategie, um die Deutung als Wiederholung des Textes zu begründen, obwohl sie ihn einer anderen Ordnung unterwirft; sie entstellt ihn, indem sie ihn in der Wiederholung fort-schreibt und ihn zugleich – in Zitat und Paraphrase – präsent hält.« (ebd., S. 210)

Damit liegt ein Paradoxon vor: Der Leser kann sich um nur um den Preis seiner eigenen Spaltung als intentionales Subjekt erfahren. Das Lese-Subjekt verschiebt sich in den Text, insofern seine Lektüre notwendigerweise eine Re-Lektüre ist (Der Text liest sich selbst). Analog zur analytischen Praxis muss die Lektüre des Interpreten ein Subjekt des Unbewussten unterstellen: Der Text ist Träger eines Wissens, das von ihm abgetrennt ist. Wie das Beispiel von Haselstein zeigt, verschiebt sich der Interpret in die Position des Erzählers, dem er Wissen unterstellt; was der Interpret liest, ist das, was der Erzähler liest. Über diese Verschiebung wird der Interpret zum »Subjekt, dem Wissen unterstellt wird«: Auf diese Weise – über die Substitution des Erzählers durch den Leser, über die deutende Wiederholung des sich selbst lesenden Textes – kann der Interpret jenes Wissen, das als Ergebnis von Lektüre und Deutung produziert wird, als das Wissen identifizieren, das vom Text abgekoppelt zu sein scheint. Da sich die deutende Wiederholung des sich selbst lesenden Textes über den Interpreten vollzieht (der Text liest das Subjekt) und in diesem Akt ein Wissen erzeugt wird (das Subjekt liest den Text), das nachträglich dem Text unterstellt wird, konstituiert sich das Subjekt im Kreuzungspunkt von Analysand und Analytiker (vgl. ebd., S. 210f.). Die deutende Geste des Interpreten verlangt eine Verschiebung in den Text, bei der das Subjekt die Position des Erzählers einnimmt (Lektüre als Re-Lektüre). Das Subjekt, das liest, kann immer nur als das Subjekt in Erscheinung treten, das bereits gelesen wird – und zwar vom Text. Lesen ist damit nicht nur das »Lesen einer Differenz, die der Sprache innewohnt« (Felman 1988, S. 205), sondern auch (bzw. gerade deshalb) das Lesen einer *Selbst*-Differenz.

Dimensionen literarischer Macht: *Verstehen/Nichtverstehen* (Paul de Man)

In seinem Essay *Semiotique und Rhetorik* (1988 [1979]) stellt der Literaturtheoretiker Paul de Man das streng polare Modell von Form und Bedeutung, die binäre Opposition von

Innen und Außen, jenes überaus wirksame Begriffspaar, das seit jeher die Literaturwissenschaft prägt, grundsätzlich in Frage. Damit knüpft er an die von Jacques Derrida entwickelten erkenntnistheoretischen Vorgaben an und setzt sich mit den Bedingungen der Lektüre von literarischen Texten auseinander. Paul de Man richtet seinen Fokus auf die interpretatorische Praxis: Er befasst sich mit der Logik literarischen Lesens und deren Auswirkungen auf Struktur und Verfasstheit des Verstehens. Ähnlich wie Derrida bricht auch de Man mit der Vorstellung einer durch Interpretation erschließbaren Wahrheit und hinterfragt die Annahme einer für die Interpretation konstitutiven subjektiven Intention von Autor:in und Leser:in (vgl. Bark/Förster 2000, S. 134f.; vgl. Renner 2017, S. 281ff.).

Die Uneindeutigkeit literarischer Texte bestimmt de Man als eine Grunderfahrung der Interpretation. Jene Unsicherheit führt er wiederum auf die aporetische Spannung zwischen figurativer und buchstäblicher Bedeutung zurück (vgl. de Man 1988, S. 38f.). Konfrontiert mit einem Satz, der mindestens zwei Bedeutungen hat, nämlich eine buchstäbliche und eine figurative, können wir uns nicht einfach für eine der beiden entscheiden, denn die eine ist stets die Negierung der anderen: Der Leser ist einer Struktur sprachlichen Bedeutens unterworfen, die er nicht kontrollieren kann (vgl. ebd., S. 39). Um diese strukturelle Eigengesetzlichkeit, die literarisch bedeutsam bzw. wirksam wird, zu bezeichnen, verwendet de Man den Begriff der »Rhetorik« bzw. »Rhetorizität«. Die rhetorische Dimension der Sprache bringt folglich nicht-auflösbare Unentscheidbarkeiten hervor (vgl. Fohrmann 2015, S. 81). Was eine Struktur als rhetorisch kennzeichnet, ist somit eine Unentscheidbarkeit: Wenn es nicht möglich ist, aufgrund grammatischer oder anderer sprachlicher Hinweise zu entscheiden, welche der beiden Bedeutungen – figurative oder buchstäbliche Bedeutung – zu präferieren ist. Wenngleich Rhetorizität allgemeines Kennzeichen von Sprache ist, so ist für de Man literarische Sprache in besonderem Maße davon betroffen (vgl. de Man 1988, S. 40 u. S. 152).

Ein literarischer Text mag in seiner grammatikalischen Struktur unzweideutig erscheinen, doch eine solche Lektüre kann im rhetorischen Modus des Textes aufgelöst werden: Die eine (buchstäbliche) Bedeutung ist der Irrtum der anderen (figurativen) Bedeutung, und umgekehrt. Beide Bedeutungen stehen nicht gleichberechtigt nebeneinander, sondern schließen einander aus: »Rhetorik ist darin ein *Text*, daß sie zwei miteinander unverträgliche, sich wechselseitig zerstörende Blickpunkte ermöglicht und deshalb jedem Lesen oder Verstehen ein unüberwindbares Hindernis in den Weg legt.« (ebd., S. 176, Herv. i.O.) In einer paradoxen Bewegung beziehen sich beide Bedeutungen aufeinander und verunmöglichen gleichzeitig jedwede Übereinstimmung. Sie treten demzufolge nicht in das Verhältnis der Polysemie, sondern in das der »radikalen semantischen Aporie« (Hamacher 1988, S. 15). Welcher Lektüre Priorität zukommt, ist nicht entscheidbar: Die Autorität der einen Lektüre wird von der anderen Lektüre unterlaufen (vgl. de Man 1988, S. 42).

Der Literaturtheoretiker Werner Hamacher (1988, S. 9) macht auf die besondere Schwierigkeit aufmerksam, die sich aus der Rhetorizität der Sprache für das Verständnis von und die Verständigung über literarische Texte ergibt. Nimmt man die Rhetorizität des literarischen Textes nämlich ernst, so muss der Erkenntnisgehalt sprachlicher Aussagen prinzipiell in Zweifel gezogen werden: »Was ein literarischer Text

sagt, ist nicht schon – und vielleicht nie –, was er bedeutet. Nichts, was gesagt ist, kann ein schlüssiges Kriterium dafür enthalten, daß es auch gemeint sei.« Dieser spezifische Charakter der Literatur, die Spannung zwischen figurativem und referenziellem Sinn eines Textes, kann nicht durch interpretative Verfahren aufgelöst werden. Das Gegenteil ist der Fall: Der Prozess der Interpretation stellt eher eine Entfaltung besagter Spannung dar. Das hermeneutische Unterfangen muss notwendigerweise blind sein gegenüber dem aporetischen Charakter der Literatur (verschiedene Bedeutungen eines Textes sind aufeinander angewiesen und schließen zugleich einander aus), d.h.: gegenüber der Literarizität von Literatur (vgl. ebd., S. 9f.). Jede Interpretation reproduziert diese paradoxe Struktur des Textes und verstrickt sich in Einsicht und Blindheit, sie zehrt von der »paradoxe[n] Effektivität eines geblendeten Sehvermögens« (de Man 2015, S. 189). Die Blindheit gegenüber der aporetischen Spannung von figurativer und buchstäblicher Bedeutung ist somit konstitutiver Bestandteil der Rede über Literatur und bildet eine grundsätzliche Bedingung von Sprache.

Die rhetorische Verfasstheit des literarischen Textes wirkt sich auf den Akt des Lesens aus. Lesen im Sinne eines referenziellen Verstehens ist genau genommen nicht möglich, da dies die Unterscheidung zwischen figurativem und wörtlichem Sinn verlangt, was aber eben durch die spezifische Struktur der Sprache immer wieder vereitelt wird. Ausdrücke wie ›Sprechakt‹ oder ›Leseakt‹ sind daher eigentlich nicht zutreffend, wie Hamacher anmerkt. Der Begriff ›Akt‹ impliziert nämlich die uneingeschränkte Wirksamkeit und die kognitive Kontrolle von Intentionen, doch bedeutet die Rhetorik der Sprache gerade das Entgleiten von Erkenntnis und Handlungsintention: »Noch bevor sie gesellschaftlichen Regularitäten unterworfen und als Instrument kommunikativen Handelns eingesetzt werden kann, hat sich die Sprache durch ihre interne Disjunktion bereits der Verfügung der Sprechenden entzogen.« (Hamacher 1988, S. 18)

Der von de Man geprägte Begriff der »Unlesbarkeit« eines Textes ist nicht in der Figürlichkeit seiner Sprache begründet. Im Gegenteil: Wird nämlich eine Figur, wie etwa eine Metapher, als figürlich erkannt, so stellt dies für den Leser letztlich keine größere Schwierigkeit dar. Seine Aufgabe besteht dann lediglich darin, die »eigentliche« Bedeutung dieser Figur wiederherzustellen: »Die Metapher setzt einen Prozeß der Dekodierung in Gang, der figürliche von buchstäblicher Bedeutung trennt, wodurch die Metapher eine durchaus ›lesbare‹ Eindeutigkeit gewinnt.« (Martyn 2015, S. 15f.) Das Lesen folgt der Struktur der Metapher: Der Prozess des Lesens wird nur durch das Auseinanderhalten von figürlicher und buchstäblicher Bedeutung ermöglicht. Solange buchstäbliche und figürliche Formen der Sprache voneinander unterschieden werden können, kann nicht die Rede von Unlesbarkeit sein. Als unlesbar ist ein Text erst dann zu bezeichnen, wenn nicht mehr unterschieden werden kann, ob er figürlich oder buchstäblich verstanden werden soll. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass ein Lesen ohne die Entscheidung für das eine oder andere gar nicht möglich ist.

Es können somit zwei Momente oder Modalitäten der Lektüre unterschieden werden, die in einem aporetischen Verhältnis zueinander stehen, insofern sie einander bedingen und sich gleichzeitig gegenseitig ausschließen: die figurative Lektüre (erzeugt Lesbarkeit) und die defigurative Lektüre (erzeugt Unlesbarkeit). Diesen Gegensatz bringt de Man in der Gegenüberstellung von Metapher (Verdichtung) und Metonymie (Verschiebung) zum Ausdruck. Die beiden Begriffe bezeichnen bei de Man zwei Grund-

modelle der Lektüre. Die Metapher beruht auf einem notwendigen Irrtum: »Sie [die Metapher, E.B.] setzt eine Welt voraus, in der inner- und außertextliche Ereignisse, wörtliche und figurale Sprachformen unterschieden werden können, eine Welt, in der das Wörtliche und das Figurale isolierbare Eigenschaften sind, die daher auch untereinander ausgetauscht und füreinander eingesetzt werden können. Dies ist ein Irrtum, obwohl man sagen kann, daß ohne diesen Irrtum keine Sprache möglich wäre.« (de Man 2015, S. 249)

Um einen literarischen Text im Sinne eines referenziellen Verstehens lesen zu können, muss die Lektüre blind sein: Die figurative Lektüre ersetzt den literarischen Text als Ausdruck in der Einheit der Bedeutung. Wie die Metapher die Vertauschung bzw. Ersetzung zweier Ausdrücke als notwendig und kohärent voraussetzt, so muss auch die figurative Lektüre von »einer strengen Kohärenz von Bedeutung und Struktur« (de Man 1988, S. 102) ausgehen. Mit jeder figurativen Lektüre geht aber auch eine defigurative Lektüre einher, die in der figurativen Lektüre ein irreduzibles arbiträres und kontingentes Moment entdeckt, die die Metapher als Metonymie identifiziert. Die als notwendig erachtete Beziehung zwischen dem Text (als Ausdruck) und der zugeordneten Bedeutung wird zum Gegenstand einer zweiten Lektüre, die in der angenommenen Notwendigkeit ein arbiträres und kontingentes Moment der ersten Lektüre erkennt.

Den literarischen Text kennzeichnet ein konstitutives aporetisches Verhältnis, eine »fortwährende, nicht suspendierbare Unruhe« (Fohrmann 2015, S. 82) zwischen Signifikant und Signifikat, die aus zwei gegenläufigen Tendenzen, zwei Formen der Bewegung resultiert. Die erste Bewegung lässt sich als Harmonisierungs- und Homogenisierungstendenz beschreiben, die die Annäherung von Signifikant und Signifikat anstrebt, indem sie eine sichere Bedeutung behauptet. Mit de Man lässt sich diese Bewegung als metaphorische Lektüre beschreiben, insofern sie die Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat auf Notwendigkeit gründet. Die zweite Bewegung, die mit de Man als metonymische Lektüre bezeichnet werden kann, untergräbt diese homogenisierende Bewegung, indem sie den Analogieschluss als kontingente Beziehung identifiziert. Beide Bewegungen sind für den literarischen Text konstitutiv: »Damit ergebe sich das Nebeneinander von identitätsgenerierenden und identitätsuspendierenden Verfahren, in deren figurativen Verflechtung sich ein Text erst konstituiert.« (ebd., S. 82f.) Die Verflechtung von konstativem und performativem Akt, von bedeutungsgenerierender und -suspendierender Lektüre, von Blindheit und Einsicht, stellt ein unüberwindbares Hindernis für jedwedes Verstehen dar. Unüberwindbar ist dieses Hindernis deshalb, weil die rhetorische Dimension der Sprache nicht aufgehoben werden kann. Und dies ist eben jene Diskrepanz, aus der das Verstehen entspringt und die es zugleich verunmöglicht. Die Abweichungen, welche die rhetorische Dimension der Sprache generiert, sind auf verschiedenen Ebenen wirksam. Die Interpretation sagt etwas über den literarischen Text aus, was der untersuchte Text nicht sagt, und auch die Interpretation sagt etwas, was der Interpret nicht beabsichtigt hat zu sagen (vgl. de Man 2015, S. 192). Die grundsätzliche Möglichkeit eines infinitesimalen Prozesses der Aufpfropfung erzeugt entsprechend unzählige Formen der Abweichung oder »misreadings«, »die alle gleich nah und alle gleich fern zu einem gedachten idealen Sinn des Textes [stehen]« (Fohrmann 2015, S. 83). Denn jedes Aufpfropfen einer weiteren Interpretation und damit das fortwährende Einschreiben in neue Kontexte gestaltet sich als das Herstellen einer Beziehung zwischen Sprache

und Sprache, als die Transformation von einer Figuration in eine andere und nicht als die Bezugnahme auf eine außersprachliche Bedeutung, weshalb wir von einer Potenzierung der rhetorischen Macht der Sprache und somit zwangsläufig von der Generierung weiterer Abweichungen ausgehen müssen. Damit lässt sich auch nicht sagen, welche dieser Abweichungen nun die richtige darstellt, denn jede falsche Lektüre bildet die Voraussetzung für eine andere falsche Lektüre. »Misreading« meint aber nicht nur »die Produktion von Bedeutungen, die sich alle als mehr oder weniger haltlos [erweisen]« (ebd., S. 84), sondern primär »das *Übersehen* jenes Falschlesens, das der rhetorische Aspekt der Sprache immer und notwendigerweise mit sich bring[t]«: das Ausblenden der »Existenzbedingungen von Sprache *als* Sprache« (ebd., S. 85, Herv. i.O.).

Prinzipiell können zwei operative Verfahren einander gegenübergestellt werden, die auf die rhetorische Dimension der Sprache auf je unterschiedliche Weise antworten, zugleich aber auch nicht getrennt voneinander betrachtet werden können: Hermeneutik und Dekonstruktion. Werner Hamacher macht den Hauptunterschied zwischen den beiden Verfahren daran fest, dass im Fall von hermeneutischen Verfahren Text und Lektüre im Medium der Bedeutung kommunizieren, während bei dekonstruktiven Verfahren Text und Lektüre gerade dort kommunizieren, wo die Bedeutung aussetzt (vgl. Hamacher 1988, S. 22). Bei Paul de Man meint Dekonstruktion »das konsequente Bewußtsein der literarischen oder ›rhetorischen‹ Verfaßtheit von Texten« (Menke 2015, S. 270). Hermeneutik hingegen ist blind gegenüber der rhetorischen Dimension der Sprache. Anders gesagt: Dekonstruktive Verfahren reagieren stets auf den Anspruch des (referenziellen) Verstehens hermeneutischer Verfahren.

De Man identifiziert die hermeneutische Lektüre als das herkömmliche Verfahren der Literaturwissenschaft. Diese versucht »Fragen literarischen Bedeuten mit den Modellen nichtsprachlicher Referenz anzugehen« (de Man 1988, S. 118). Literarische Texte solcherart zu interpretieren heißt, sie auf eine Bedeutung, einen Zentralsinn hin zu lesen, ihnen im Vorgang des Lesens eine Bedeutung zuzuweisen: »Texte in eine Bedeutungstotalität einzuschreiben.« (Fohrmann 2015, S. 80) Hermeneutische Zugriffe auf literarische Texte erfolgen über Totalisierungs- und Homogenisierungsverfahren, die auf die Herstellung von Ganzheit, Einheit und Kohärenz abzielen: Texte werden auf eine bestimmte Intentionalität, auf einen bestimmten Autor, auf ein bestimmtes genetisches Schema etc. hin gelesen (vgl. ebd., S. 80). De Man steht den Totalisierungsbestrebungen hermeneutischer Zugriffe kritisch gegenüber und problematisiert den hermeneutischen Akt der Referentialisierung: »Es ist daher nicht a priori ausgemacht, daß Literatur eine glaubwürdige Informationsquelle über irgendetwas ist, außer über ihre eigene Sprache.« (de Man 2017, S. 324)

Das hermeneutische Streben nach Homogenisierung und der Wunsch nach Vereindeutigung des Textes gründen auf einer zwar futurisch aufgeschobenen, aber grundsätzlich für möglich gehaltenen Annäherung von Signifikant und Signifikat, einer Versöhnung von Form und Bedeutung (vgl. Fohrmann 2015, S. 82). Das hermeneutische Verfahren kennzeichnet somit eine Harmonisierungstendenz, die auf eine Überwindung der Diskrepanz zwischen Signifikant und Signifikat abzielt. Die Überwindung dieser Diskrepanz gelingt allerdings nur über einen Zugriff von außen: Die Annäherung von Signifikant und Signifikat und die Überführung in eine Bedeutungstotalität hängen maßgeblich von der Konstituierungsleistung des Subjekts ab. Der hermeneutische Verste-

hensakt gestaltet sich nach Hans-Georg Gadamer als ein Gespräch, in welchem Text und Interpret in ein dialogisches Verhältnis zueinander treten. Nach einem Frage-Antwort-Modell findet ein Austausch von Differenzen statt, was letztendlich in Kohärenz, Korrespondenz, Identität und Totalität münden soll. Im hermeneutischen Zirkel korrespondieren Teil und Ganzes miteinander hin und her bis sich eine Totalität hergestellt hat. Zu Beginn des hermeneutischen Verstehensprozesses stehen allerdings weder Teil noch Ganzes fest, sondern müssen in einer oszillierenden Bewegung als solche überhaupt erst identifiziert werden. Dabei geht die hermeneutische Verstehenstheorie davon aus, dass die Teil-Ganzes-Relationen bereits im Text angelegt sind und diese die Deutungsbewegung des Interpretieren steuern (vgl. Müller 2015, S. 98f.).¹² Die hermeneutische Lektüre kann als eine monosemische Lektüre bezeichnet werden, insofern sie auf einen einfachen Sinn abzielt, den sie unter der Textoberfläche vermutet. Die Pluralisierung des Sinnbegriffs (polyseme Lektüre) allein stellt noch keine Überwindung des hermeneutischen Verfahrens dar. Die Prämissen der hermeneutischen Lektüre werden beibehalten, es wird nämlich nach wie vor davon ausgegangen, dass der literarische Text eine sinnhaft entschlüsselbare Botschaft enthält. Der polyseme Text beinhaltet also nicht den einen Sinn, sondern weist mehrere Sinnebenen auf. Ein Text kann aber nur unter Monosemieannahmen als polysem beschrieben werden (vgl. ebd., S. 102).

Im Unterschied zur hermeneutischen Textanalyse postuliert die dekonstruktive Lektüre keinen positiven Sinnbegriff, den sie zum Ausgangs- und Zielpunkt ihres Vorgehens machen könnte, sondern fragt nach den Konstitutionsbedingungen des Sinns. Eine dekonstruktive Analyse geht also nicht davon aus, dass ein Text grundsätzlich keinen Sinn, keine Bedeutung hätte. Wie der Germanist Harro Müller betont, gibt es durchaus einen »hergestellten« eindeutigen Sinn: »Innerhalb einer formalen Logik kann man nach *Fixierung* der Axiome eindeutig zwischen wahr und falsch unterscheiden« (ebd., S. 104, Herv. i.O.). Das dekonstruktive Verfahren will die »Fixierung der Axiome« offenlegen. Es geht der Frage nach, inwiefern eine solche Fixierung eine Machtgeste darstellt und wie die rhetorische Macht des Textes diesen Zugriff unterminiert. Die konstruktiven (semantische Totalisierungsbewegungen) und destruktiven Bewegungen (rhetorische Detotalisierungsbewegungen) sind bereits im Text eingeschrieben: »[D]er Text [dekonstruiert] sich selbst« (ebd., S. 105). Dekonstruktion als Operation tritt daher als eine Art ›Helfers-helfer‹ auf, arbeitet sich an dem ab, was sich dekonstruiert, wo die Dekonstruktion bereits am Werk ist (vgl. Choi 2015, S. 182).

In der Begegnung mit dem literarischen Text macht das Lese-Subjekt die Erfahrung des Nichtverstehens. Für gewöhnlich reagiert das Subjekt mit einer Ausweichbewegung auf diese Erfahrung, die der literarische Text ermöglicht. Es möchte nicht bei der Erfahrung des Nichtverstehens verbleiben, sondern versucht stattdessen das Sperrige am Text aufzulösen, indem es auf Verfahren zurückgreift, die vom Text ablenken und einen Bezugspunkt außerhalb des Textes suchen. Doch selbst die Dekonstruktion kann »den Trugschluß der Referenz« (de Man 1988, S. 170) nur auf notwendig referenzielle Weise

12 Der Germanist Harro Müller (2015, S. 100) macht darauf aufmerksam, dass es eine ganze Bandbreite an Hermeneutikvarianten gibt, unter denen man wiederum harte von weichen Totalitätsmodellen unterscheiden kann. Entscheidend für ein hermeneutisches Verfahren ist nach Müller, dass das Verstehen sich auf ein wie auch immer angelegtes Totalitätsmodell bezieht.

feststellen. Mit anderen Worten: Sowohl die sinnoffenbarende (hermeneutische) Lektüre als auch die sinnzerrüttende (dekonstruktive) Lektüre bewegen sich stets in einer Gleichzeitigkeit von Begegnung und Beobachtung, von Nähe und Distanz (vgl. Ellrich 2015, S. 254f.). Die fundamentale Diskrepanz, die Kluft oder Sperre zwischen Signifikant und Signifikat, unterbricht den Oszillationsprozess zwischen dem Text und dem Interpret, hält die Distanz offen und verhindert auf diese Weise, dass beide Positionen miteinander verschmelzen bzw. in Übereinstimmung kommen (vgl. Ellrich 2015, S. 261; vgl. de Man 1983, S. 11f.). Auf dieselbe im sprachlichen Zeichen angelegte Diskrepanz, die Schranke zwischen Signifikant und Signifikat, sind die referenziellen Zwänge zurückzuführen, die der Text unentwegt produziert und die die Möglichkeitsbedingung des Verstehens bilden. Paradoxerweise ist der literarische Text nur er selbst, insofern er auf etwas jenseits seiner selbst verweisen kann (vgl. Ellrich 2015, S. 263). Problematisch wird die Begegnung von Text und Interpret, wenn der endlose Pendelprozess von Verstehen und Nichtverstehen zugunsten einer der beiden Positionen abgebrochen und stillgelegt wird. So neigen etwa hermeneutische Zugangsweisen dazu, Verstehenszwang mit Verstehbarkeit gleichzusetzen, während dekonstruktive Verfahren mit der Postulierung der Unlesbarkeit des Textes der Lektüreerfahrung eine unüberwindbare Grenze zu setzen scheinen (vgl. ebd., S. 265f.).

Die Aporien der literarischen Macht

Mit dem Konstrukt der ›literarischen Macht‹ wird in der vorliegenden Studie ein Typus von Macht bezeichnet, der Ausdruck eines bestimmten Verhältnisses ist, welches sich durch spezifische Wirkungsweisen auszeichnet. Literarische Macht beschreibt einen Mechanismus, der ein spezifisches Verhältnis zwischen dem literarischen Text und dem rezipierenden Subjekt generiert, organisiert und reguliert. Um die Besonderheit des literarischen Machtverhältnisses näher zu bestimmen, wurden fünf Positionen postmoderner Literatur- und Kulturtheorie herangezogen. Jede dieser Positionen ist einzeln zu betrachten und stellt jeweils *eine* Möglichkeit dar, das literarische Machtverhältnis zu charakterisieren. Die Wirkungsweisen und Mechanismen der literarischen Macht lassen sich in Form von fünf Aporien beschreiben: *Affirmation/Subversion*, *Verfügbarkeit/Unverfügbarkeit*, *Stabilität/Instabilität*, *Subjekt-Konstitution/Subjekt-Spaltung*, *Verstehen/Nichtverstehen*. Entscheidend ist, dass sich die literarische Macht nur in der Unabschließbarkeit dieser widersprüchlichen Verhältnisse entfalten kann. Dies schließt keineswegs Phasen aus, in denen das Gewicht vorübergehend auf einem der beiden entgegengesetzten Terme liegt. Wird allerdings das unabschließbare Wechselspiel zwischen den widersprüchlichen Termen unterbrochen, die beiden Seiten gegeneinander ausgespielt und die Autorität einer der beiden Parteien behauptet und zementiert, so kann sich die literarische Macht nicht mehr entfalten. Dies ist beispielsweise dann der Fall, wenn die literarische Macht anderen Machtverhältnissen unterworfen ist, die über Objektivierungs- und Subjektivierungsprozesse darauf abzielen, die Autonomie des Subjekts gegenüber dem literarischen Gegenstand zu sichern und ein ausschließlich instrumentelles Verhältnis zu etablieren.

Die vorangegangenen theoretischen Überlegungen zu den jeweiligen Aporien der literarischen Macht sollen an dieser Stelle noch einmal in knapper Form wiedergegeben werden:

- Dimensionen literarischer Macht: *Affirmation/Subversion* (Roland Barthes)
Der literarische Text hat seinen Ort in der (ideologisch fixierten) Sprache (tradierte Lesarten, kulturelle Codes), an dem die kanonischen Strukturen der Sprache allerdings Angriffen ausgesetzt werden können. Indem er mit Lexik und syntaktischen Strukturen spielt, erzeugt der Text eine Sprache, die sich den Konventionen des Diskurses entzieht. Auf diese Weise wird das Subjekt in seiner Überzeugung, sinn- und kohärenzstiftende Instanz zu sein, erschüttert; sein Verhältnis zur Sprache gerät in eine Krise.
- Dimensionen literarischer Macht: *Verfügbarkeit/Unverfügbarkeit* (Jacques Derrida)
Die Vorstellung eines transzendentalen Subjekts, das von außen auf den Text zugreifen und über ihn verfügen kann, ist an einen geschlossenen Textbegriff geknüpft. Eine solche Konzeption muss notwendigerweise annehmen, dass der Text-Sinn vom Sprachprozess abgekoppelt ist. Die Textualität, d.h. die eigene Aktivitätsstruktur der Sprache, verneint jedoch die Möglichkeit eines Subjekts, das von einer Außenposition das Spiel der Zeichen steuern und kontrollieren könnte. *Gleichzeitig* sind Subjektivität und Objektivität, Sinn und Referenz als Wirkungen oder Momente der textuellen Ökonomie zu verstehen.
- Dimensionen literarischer Macht: *Stabilität/Instabilität* (Julia Kristeva)
Der Text als signifikante Praxis orientiert sich einerseits an der Materie, d.h. am signifikanten System. Andererseits hat der literarische Text als Diskurs auch an den gesellschaftlichen Vorgängen teil. In ihrer jeweiligen Funktionsweise sind diese beiden ›Seiten‹ des Textes autonom. Wenn das Subjekt am Sinn und an der lexikalisch-syntaktisch-semantischen Dechiffrierung festhält, so lässt der Text bei der Bearbeitung des signifikanten Systems die ideologische Repräsentation relativ intakt. Wenn es sich hingegen vom diskursiven Sinnsprechen löst und den Automatismus syntaktisch geregelter Umgangs- und Kommunikationssprache überwindet, kann das Subjekt in der Textpraxis seine eigenen Konstitutionsbedingungen, die in der Sprache liegen, nachvollziehen und erkunden. Indem der Text das signifikante Material – die gegebenen semantischen, grammatischen und syntaktischen Vorlagen – neu bearbeitet, kann er die Bedingungen der Sinnproduktion sichtbar machen.
- Dimensionen literarischer Macht: *Subjekt-Konstitution/Subjekt-Spaltung* (Slavoj Žižek)
Das Subjekt bzw. die Lektüre des Subjekts ist in dem, was es liest, von Anfang an impliziert. Das bedeutet, der Leser kann sich nur um den Preis seiner eigenen Spaltung als intentionales Subjekt erfahren. Das Lese-Subjekt verschiebt sich in den Text, insofern seine Lektüre notwendigerweise eine Re-Lektüre ist, denn der Text liest sich bereits selbst. Auf diese Weise kann der Interpret jenes Wissen, das als Ergebnis von Lektüre und Deutung produziert wird, als das Wissen identifizieren, das vom Text abgekoppelt zu sein scheint. Da sich die deutende Wiederholung des sich selbst lesenden Textes über den Interpreten vollzieht und in diesem Akt ein Wissen erzeugt wird, das nachträglich dem Text unterstellt wird, konstituiert sich das Subjekt (paradoxiert) im Zuge seiner eigenen Spaltung. Das Subjekt, das liest, kann immer

nur als das Subjekt in Erscheinung treten, das bereits gelesen wird – und zwar vom Text. Lesen ist daher auch immer das Lesen einer *Selbst*-Differenz.

- Dimensionen literarischer Macht: *Verstehen/Nichtverstehen* (Paul de Man)
Um einen literarischen Text im Sinne eines referenziellen Verstehens lesen zu können, muss die Lektüre gegenüber der rhetorischen Verfasstheit des Textes blind sein: Die Lektüre ersetzt den literarischen Text als Ausdruck in der Einheit der Bedeutung. Die als notwendig erachtete Beziehung zwischen dem Text (als Ausdruck) und der zugeordneten Bedeutung wird wiederum zum Gegenstand einer zweiten Lektüre, die in der angenommenen Notwendigkeit ein arbiträres und kontingentes Moment der ersten Lektüre erkennt. Die erste Lektüre weist eine Harmonisierungs- und Homogenisierungstendenz auf, die die Annäherung von Signifikant und Signifikat anstrebt, indem sie eine sichere Bedeutung behauptet. Die zweite Lektüre untergräbt diese homogenisierende Bewegung, indem sie den Analogieschluss als kontingente Beziehung identifiziert. Die Verflechtung von bedeutungsgenerierender und -suspendierender Lektüre ist für den literarischen Text konstitutiv.

Die folgenden Kapitel stützen sich auf eine qualitative Interviewstudie, die das subjektive Erleben von Jugendlichen und die sprachliche Rekonstruktion einer bestimmten institutionalisierten sozialen Praxis, nämlich des Literaturunterrichts, zum Gegenstand hat. Die Studie untersucht, wie sich der hegemoniale neoliberale Bildungsdiskurs auf den Diskurs der Jugendlichen auswirkt. Die Äußerungen der Befragten werden u.a. dahingehend analysiert, wie die Jugendlichen das Verhältnis von Lese-Subjekt und literarischem Text konstruieren. Dabei ist die Frage leitend, ob sich die literarische Macht unter den Bedingungen neoliberaler Bildung entfalten kann.